J. XXXIII. 52/e

Geogr.
c. 56/4

Auswahl
der
besten ausländischen
geographischen und statistischen
Nachrichten
zur Aufklärung
der
Völker-
und
Länderkunde

von

M. C. Sprengel.

Vierter Band.

Halle,
in der Rengerschen Buchhandlung
1795.

Vorrede.

Der schreckliche Krieg, der beynahe ganz Europa erschüttert, einen Theil seiner blühendsten Länder verheert, und sich, wie gewöhnlich, über die entferntesten Weltgegenden verbreitet hat, ist der Länder- und Völkerkunde gleich ungünstig gewesen, und wir haben durch fremde Seefahrer und Reisende weder von ganzen Ländern noch einzelnen Gegenden Nachrichten erhalten, die unsere geographischen Kenntnisse hätten berichtigen oder erweitern können. In Ermangelung dieses Unterrichts sind daher in diesem Theil einzelne Auszüge aus solchen Schriften der Ausländer mitgetheilt, die ihrem ganzen Inhalte nach schwerlich einen deutschen Uebersetzer oder Verleger reizen konnten, doch aber einzelne Belehrungen enthalten, die eine allgemeine Verbreitung verdienen.

Der erste Aufsatz enthält eine Beschreibung der faröischen, der Krone Dännemark unterworfenen Inseln. Sie haben seit Debes im vorigen Jahrhundert eine für seine Zeiten brauchbare Schilderung derselben verfaßte, keinen neuen Beobachter gereizt, daher alle Erdbeschreiber aus seinem Buche, als der einzigen Quelle ihre Nachrichten entlehnen. Herr Prof. Schlegel aber hat theils aus dänischen Pamphlets, theils aus andern Schriften, welche den gegenwärtigen Zustand seines Vaterlandes behandeln, neue Erfahrungen über die Faröer gesammelt. Sie stehen in seiner statistischen Beschreibung der vornehm-

sten europäischen Staaten, davon der erste Theil 1793. erschien. Daraus ist unsere Beschreibung theils übersetzt, theils hin und wieder aus andern dänischen Schriftstellern, wie Schytte, Jonge ꝛc. ergänzt worden. So daß dieser Aufsatz nicht nur die vollständigste Beschreibung dieser Inseln, sondern zugleich alles enthält, was wir zur Zeit von ihnen wissen.

Die zweyte Abhandlung über die Produkte der Suluhinseln, in der Nachbarschaft der nördlichen Küste von Borneo, die eine Zeitlang die Aufmerksamkeit der brittisch-ostindischen Compagnie auf sich zogen, gehört dem berühmten indischen Geographen, Herrn Dalrymple. Sie ist aus dem zweyten Theil seiner Historical Collection of the Several Voyages and Discoveries in the pacific Ocean, Lond. 1771. für unsre Sammlung entlehnt, weil sie Gegenden betrift, die selten von Europäern besucht werden, daher auch ihre Perlenfischereyen und andere Produkte wenig bekannt sind. Bey dem S. 74. beschriebenen Agal-agal muß ich hier noch hinzufügen, daß unter dieser Waare eben dasselbe Produkt verstanden wird, welches die Einwohner der Philippinen Balate, und die Portugiesen Bicho de Mar nennen.

Die Bemerkungen über Java und die dortigen Einwohner hat eine 1793. in Leiden gedruckte holländische Reise hergegeben. Ihr Verfaßer Stavorinus war Schout by Nacht der Cammer Seeland, und bereisete um 1770. Batavia, Bengalen und andere Gegenden von Indien. Da wo er sich des Handels wegen am längsten aufhielt, beobachtete er die Merkwürdigkeiten des Landes, und die Sitten der Europäer und Eingebohrnen, und so sind die hier mitgetheilten

Bemerkungen über Java entstanden. Er hat auch in seiner Reise ähnliche über Bengalen und das Vorgebürge der guten Hofnung gesammelt. Weil aber Bengalen sich seit seiner Anwesenheit sehr verändert hat, dies Reich auch durch englische Beschreibungen bekannt genug ist, so sind diese wie über das Cap hier weggeblieben, da ohnehin dieses vielleicht für Holland verlohrne Vorgebürge durch Sparrmanns, Menzels, Patersons und andern ausführlichern Beschreibungen bekannt genug ist.

Die verschiedenen Entdeckungen, welche im Innern von den nordwestlichen Gegenden der neuen Welt, zu Lande von Canada aus, und zur See von brittischen Seefahrern seit 1780. gemacht sind, haben bewiesen, daß ein großer Theil der amerikanischen Küste nordwärts von Californien nicht überall festes Land ist, sondern daß hier mehrere Inseln, Durchfarthen und ansehnliche Meere vorhanden sind. Verschiedene Geographen haben daher nicht ohne Grund geschlossen, daß die so lange vergeblich gesuchte nordwestliche Durchfahrt, wohl praktikabel seyn möge. Sie stützen sich bey ihren Muthmaßnngen auf verschiedene Reisen voriger Zeiten, welche diese Straße beynahe zurückgelegt haben. Unter ihnen hat Herr Lieutenant Goldson in einer besondern Schrift Observations on the Passage between the Atlantic and Pacific Ocean, Lond. 1793. 4. die Reise des spanischen Admiral de Fonte, die viele für erdichtet hielten, von neuem untersucht, die von de Fonte befahrnen Gewässer mit den Entdeckungen unserer Zeiten verglichen, und gezeigt, daß diese Reise Glauben verdiene, auch seine Angaben den Nachrichten der neuern Entdecker nicht widersprechen. Er hat bey diesem Versuche zwar das Memoire

des

des französischen Geographen Buache über eben diese Reise vorzüglich benutzt, doch auch neue Gründe für ihre Autorität hinzugefügt, die Buache noch nicht brauchen konnte. Aus seinen Bemerkungen, die überdem ein Verzeichniß aller Reisen enthalten, welche der nordwestlichen Durchfahrt wegen unternommen wurden, das zum Theil aus deutschen Schriften entlehnt ist, habe ich hier die Prüfung und Erläuterung der Reise des de Fonte mitgetheilt. Sie ist auch von mir durch kleine Zusätze und einzelne Anmerkungen erläutert worden.

Ostindien und dessen Einwohner sind uns freylich durch Rennels Bemühungen und die Kriege der Engländer seit etwa 20 Jahren ziemlich bekannt geworden, aber von vielen Gegenden dieses merkwürdigen Landes, die außer den Marschrouten der Armeen, den Handelsstraßen der Kaufleute oder entfernt von den europäischen Eroberungen liegen, wie die innern Provinzen von Decan, oder in der Halbinsel diesseit des Ganges, haben wir nur veraltete oder gar keine Nachrichten. Da englische Truppen in dem letzten Kriege mit Tippo in die Länder tiefer eindrangen, welche sonst die Reiche Visapur und Bisnager hiessen, so hat dadurch die indische Geographie sehr gewonnen, und mit ihr unsere Kenntniß ihrer natürlichen und politischen Merkwürdigkeiten. Sie sind aber noch größtentheils in den Beschreibungen der militairischen Operationen, unter dem Detail der Kriegsgeschichte vergraben. Was hier im fünften Aufsatz über die Indier im Innern von Decan, zu finden ist, habe ich mühsam aus der S. 170. angeführten Schrift des Herrn Moore zusammen gelesen, und in ein Ganzes zu formen gesucht.

Da

Da Irrland jetzt in politischer Hinsicht wichtiger zu werden scheint, und die eigentliche Verfassung, Industrie, und neuere Nationalveränderungen dieses Königreichs unter uns noch nicht allgemein verbreitet sind, weil sie in einzelnen Memoiren der Dubliner Akademie der Wissenschaften, oder andern speciellen Schriften stehen, so habe ich hier angefangen, Beyträge zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes von Irrland zu sammeln. Sie sind aus den neuesten vorzüglichsten Schriften eines Young, Lord Sheffield, Clarendon, Beaufort und anderer entlehnt. Noch ist dieser Gegenstand freylich noch lange nicht erschöpft. Allein ich werde in dem folgenden Theilen, so wie sich meine Materialien vermehren, die hier übergangenen Gegenstände nachholen, und die Lücken der irrländischen Statistik zu ergänzen suchen, bis ich es wagen darf, mit einer vollständigen Staatsbeschreibung dieses Königreichs aufzutreten.

Die im dritten Theil versprochene Reise der englischen Gesandschaft nach China, habe ich noch nicht mittheilen können, weil sie in London noch nicht ganz abgedruckt ist. Sie wird aber, so bald als möglich, nach ihrer Bekanntwerdung in einem der folgenden Theile erscheinen. Hier hoffe ich auch, die bisher ganz im Dunkel verhüllten Länder von Ostafrica aufzuhellen, indem Herr Bolts, weiland einer der Directoren der ostindischen Compagnie in Triest, jetzt beschäftigt ist, seine über diese Gegenden gemachten Beobachtungen dem Publikum vorzulegen.

Inhalt.

I. Beschreibung der Faröischen Inseln, aus dem Dänischen. — Seite 1

II. Alexander Dalrymples Nachrichten von den Produkten und natürlichen Merkwürdigkeiten der Insel Suluh, in der Nachbarschaft von Borneo, und andern malaischen Inseln. — 51

III. Des holländischen Schout by Nacht J. S. Stavorinus Bemerkungen über die Insel Java, Batavia und andere Niederlassungen der Niederländer und die Lebensart ihrer Einwohner. 85

IV. Wilhelm Goldsons Bemerkungen über des spanischen Admirals de Fonte Seereise nach den innern Gegenden von Neu-Albion, oder des nordwestlichen Amerika, mit Anmerkungen. — 129

V. Des Lieutenant Moore Bemerkungen über einige Provinzen auf der Halbinsel diesseit des Ganges und die Indier, welche im Innern von Decan in Canara, oder in Sultan Tippo Sahebs Staaten leben. 169

VI. Bemerkungen über Irrland und die neuesten Verbesserungen der dortigen Industrie. 211

I.

Beschreibung

der

Faröischen Inseln.

Aus dem Dänischen.

Die Farder wurden wahrscheinlich zuerst von norwegischen Flüchtlingen, unter der Regierung des Königes Harald Haarfager, angebauet, wie von 858 bis 868 so viele Normänner ihr Vaterland verließen, denen er entweder ihre Güter, oder die bisher über ihre Mitbürger ausgeübte Gewalt entrissen hatte. Ohne Zweifel haben sie ihren Namen von den wilden Schaafen (Faar) erhalten, welche die ersten Einwohner hier fanden, und die in eben diesem Zustand auf verschiedenen Inseln noch in Menge vorhanden sind. Die neuen Ankömmlinge nährten sich anfangs als Seeräuber, und beunruhigten ihr altes Vaterland, bis König Hagen Adelsteen sie seiner Herrschaft unterwarf, von der sie sich aber bald wieder befreyeten. In der Mitte des eilften Jahrhunderts wurden sie abermals von norwegischen Königen bezwungen, und seitdem sind die Inseln immer von Norwegen abhängig gewesen, und wie in der Folge Norwegen und Dännemark vereinigt wurden, an letzteres Reich gekommen. Sie wurden aber wegen ihrer Unfruchtbarkeit und Armuth lange vernachläßigt,

 und

und hatten dabey das Unglück, von verschiedenen Feinden beunruhigt und ausgeplündert zu werden. Dies Schicksal traf sie unter Friedrich des Andern und Christian des Vierten Regierung, in denen Schotten, Irrländer und Engländer nach einander die Einwohner heimsuchten. Um 1629 kamen sogar afrikanische Seeräuber hieher, die sich um eben diese Zeit bis nach Island gewagt, und viele der dortigen Einwohner als Sclaven fortgeschleppt hatten. Später hauseten französische Seeräuber hier, und die verarmten Einwohner kamen so sehr herunter, daß sie ihre bisherige Handelsfreyheit aufgaben, um nur Dännemarks Schutz zu genießen, und seitdem ward der Handel dahin ein Monopol der Krone, welches erst im künftigen Jahre aufgehoben werden soll.

Lage und Anzahl der Faröer.

Die Inseln liegen in der Nordsee zwischen 61 Gr. 15° und 62 Gr. 20° nördlicher Breite, und erstrecken sich von Süden gegen Norden auf 15, und von Westen nach Osten auf 10 Meilen. Norwegen liegt ihnen gegen Osten, gegen Südosten die Schettlandinseln, und gegen Nordosten Island. Ihre gesammte Oberfläche kann nicht genau angegeben werden, weil sie noch nicht vermessen sind. Man schätzt sie aber auf vierzig Quadratmeilen. Sie sollen indeß nach einer

einer königlichen Verordnung vom 23sten Junius 1790 ausgemessen werden, und 5 Jahre wurden damals zu dieser Arbeit bestimmt. Die Faröer bestehen aus 25 Inseln, Holmen und Klippen, von denen 17 beständige Einwohner haben. Diese sind: 1) Fugloe, 2) Svinoe, 3) Vederoe, 4) Bordoe, 5) Kunoe, 6) Kulsoe, 7) Oesteroe, 8) Nolsoe, 9) Strömoe, 10) Waagoe, 11) Myggenaes, 12) Kolteroe, 13) Hestoe, 14) Sandoe, 15) Skuoe, 16) Storediemen und 17) Suderoe.

Strömoe ist die größte von allen, und gegen Süden, Westen und Osten von kleinern Eilanden und größern umgeben. Sie ist 6 Meilen lang und ihre gröste Breite beträgt 2 Meilen. Hier liegt die Stadt Thorshafen, der vornehmste Ort und einzige Handelsplatz aller Inseln auf der südöstlichen Küste. Hier wohnt der Landvogt, der vornehmste Geistliche der Inseln, und der Befehlshaber der kleinen Garnison, welche die bey der Stadt angelegte Schanze vertheidigen soll. Hier ist auch eine lateinische Schule. Die Häuser sind blos von norwegischen Balken aufgeführt, die Kirche aber ist ordentlich aufgemauert.

Physische Beschreibung des Landes.

Die Inseln bestehen aus hohen Klippen und Bergen. Einer der höchsten, Namens Skalingsfield,

field, liegt auf Strömoe, und dient den ankommenden Schiffen zum Wegweiser. Einige von diesen Bergen erheben sich über 300 Klafter über das Meer, und sie bestehen aus Basalt oder basaltartigen Gestein. Auf Oesteroe findet man in einer meilenlangen Strecke Basaltpfeiler, denen gleich, die man auf Staffa und Irland gefunden hat. Sie sind indessen mit guter Erde 2 bis 3 Ellen tief bedeckt. Die Meeresufer sind ungewöhnlich steil, und die Einwohner, wenn sie zur See gehen wollen, müssen sich mit Thauen in ihre Böte herunter, und bey der Rückkehr wieder hinaufziehen lassen Die Küsten sind am meisten angebauet, denn die Seegewächse dienen, die wenigen Aecker zu düngen, und die Fischerey ist ein guter Nahrungszweig der Einwohner. Buchten, Meerbusen und Häfen finden sich überall an den größern Inseln. Man theilt sie in Sommer- und Winterhafen und Ankerplätze. Westmanhafen auf der westlichen Seite von Strömoe, und Königshafen auf Oesteroe werden für die besten gehalten. Zwischen den Inseln toben gefährliche Ströme, und verschiedene Strudel, welche hier Mälerströme genannt werden. Einer dieser letzten findet sich zwischen Videröe, Suinoe und Bordoe, aber er ist nicht gefährlich. Der zweyte, die Mühle genannt, strömt südwärts von Sandöe, und verursacht bey stürmischem Wetter großen Schaden. Der dritte

bey

bey Suderoe, den eine große Klippe, Samboe-münch genannt und verschiedene Scheeren verursachen, ist der gefährlichste von allen. Quellen und kleine Bäche von gutem Wasser trift man bey allen Bauerhöfen an, aber auf den Bergen ist entweder das Wasser schlecht oder gar nicht zu haben. Mineralische Quellen hat man noch nicht entdeckt, eine ausgenommen auf der Insel Osteroe.

Clima und Witterung.

Im Sommer bleibt die Sonne lange über den Horizont. In den längsten Tagen geht sie um 2 Uhr 7 Minuten auf, und um 9 Uhr 53 Minuten unter, so daß sie nur 4 Grad 29 Minuten unter dem Horizonte bleibt, daher um diese Zeit auf den Faröern nur wenig Unterschied zwischen Tag und Nacht ist. Der kürzeste Tag dauert kaum 4 Stunden, indem die Sonne um 9 Uhr 53 Minuten auf und um 2 Uhr untergeht, doch wird um diese Zeit das Tageslicht durch die Morgen- und Abenddämmerung verlängert.

Im Sommer herrscht hier beständig temperirte Witterung, und selten ist es sehr heiß. Man kann aber nur den Julius und August als den eigentlichen Sommer ansehen. Der Winter ist hier milder als in Dännemark, ungeachtet die Inseln 7 Grad nördlicher liegen. Daher die Schaafe und das andere Vieh, auch in dieser

Jahrs-

Jahrszeit, auf dem Felde bleiben. Selten friert es hier länger als einen Monat durch, und nur bey sehr kalten Wintern sind Buchten und Hafen mit Eis bedeckt. Oft schneyet oder regnet es in den Thälern, wenn es hart auf den Bergen friert. Heftige Stürme und Stoßwinde sind desto gewöhnlicher, alsdenn rollen große Steine von den Bergen herab, aber oft ist in den Thälern stilles Wetter, wenn die stärksten Stürme auf den Gebirgen toben. Weil die Hitze im Sommer nicht groß ist, so weiß man hier von keinen Gewittern, aber im Winter sind Donnerwetter nicht selten von Sturm und Regen begleitet.

Im Ganzen ist das Land gesund, und die Einwohner erreichen ein hohes Alter. Die gewöhnlichsten Krankheiten sind eine Art Katharr, den die Einwohner Krum nennen, von dem sie im Herbst und Frühling leiden, überdem hitzige Fieber und der Scharbock, den die feuchte veränderliche Seeluft, und die Speisen der Einwohner verursachen. Die Pocken sind hier durch Fremde hergebracht worden, und sie machten 1651 eine große Verheerung. Damals kam ein Fremder aus Coppenhagen in Thorshafen an, der unterweges die Pocken gehabt hatte. Er brachte das unreine Hemde mit, worin er krank gelegen, und gab dies bey seiner Ankunft zu waschen. Die Wäscherin ward sogleich dadurch ange-

angesteckt, ohne die Krankheit zu kennen, und theilte sie wieder andern mit, so daß jung und alt damit befallen wurden, auch die äußersten Inseln nicht davon verschont blieben. Die Einwohner scheuten sich, aus Furcht der Ansteckung, die Todten zu begraben, und das Elend war unbeschreiblich.

Produkte der Inseln.

Man hat auf der Insel Nolsoe, die anderthalb Meilen lang und eine halbe breit ist, sehr viel Kupfererz entdeckt, das nierenweise bricht. Es wurden daher Bergleute 1768 dahin geschickt, um einige Tonnen Erz zu fördern. Man fand es aber bey der Untersuchung in der norwegischen Bergstadt Kongsberg von so geringem Gehalt, daß die Kosten nicht einmal heraus kamen, daher blieb das Bergwerk liegen. Ziegelerde findet sich auf den nördlichen Inseln, auch wäscht das Meer von den Ufern weisse, blaue und gelbe jaspisartige Steine ab, deren man sich zu Petschaften bedient. Torf ist überflüßig vorhanden, und ersetzt den Mangel an Holz, der dorten groß ist. Man findet hier nur einzelne Büsche, Stauden, etwa Wachholdersträuche und sehr niedrig wachsende Weiden. Die Versuche, Fruchtbäume anzupflanzen, sind vergeblich gewesen, und man glaubt, daß sie wegen den scharfen Seeausdünstungen nicht fortkommen. Die

vielen Winde und Stürme, die auf mehreren kleinen Inseln der Bäume Wachsthum verhindern, tragen ebenfalls das ihrige dazu bey. Steinkohlen hat man in so großer Menge auf der Insel Suderoe gefunden, daß man berechnet, 1000 Familien würden davon auf 800 Jahre reichen Brennvorrath haben, wenn sie jährlich auch 3000 Lasten verbrauchen sollten. Das Bergwerksdirectorium hat seit etlichen Jahren die Gruben untersuchen lassen, und gegenwärtig arbeiten darin 10 Mann. Anfänglich glaubte man, daß die tiefer liegenden Kohlen von besserer Art, und beynahe den englischen gleich wären, aber diese Erfahrung hat sich nicht bestätigt, und die am Tage liegenden hält man jetzt für die besten. Den Einwohnern dienen sie zwar zur guten und wohlfeilen Feuerung, aber Dännemark oder dessen Hauptstadt können sich davon keine Vortheile versprechen. Die Lage von Suderoe liegt außer dem Wege der gewöhnlichen dänischen Schiffahrt, und sie ist nicht von der Beschaffenheit, daß Schiffe mit Waaren befrachtet, hier Absatz finden könnten. Schiffe, die nach Thorshafen bestimmt sind, wollen sich wegen der Retourladung nicht hieher wagen, weil das Fahrwasser gefährlich ist, und sie wegen der Lage der Insel leicht die Zeit einer ganzen Reise verlieren können. Dänische Seinkohlenschiffe können daher für die Hinreise nichts als Ballast

mit-

mitnehmen, und fordern daher blos an Fracht für die Last Steinkohlen von 25 Centner 12 Reichsthaler, welches der gewöhnliche Preis einer Last Kohlen in Coppenhagen ist. Auf der Stelle verkauft das Bergwerksdirektorium die Last zu 6 Reichsthaler. Vielleicht könnte Norwegen dies Produkt besser benutzen, da die westliche Küste nicht viel über 50 Meilen von diesen Inseln entfernt ist, oder sie nicht weiter westlich als Schottland liegen, woher doch Steinkohlen eingeführt werden.

Rocken wird wenig gebauet, ungeachtet er hier gut fortkommt, und die Einwohner säen mehr Gerste aus. Sie erndten von einer Tonne Aussaat häufig 12 Tonnen und mehr. Viehweide, mit dem schönsten Grase bewachsen, findet sich überall, doch liegen die nahrhaftesten in den nördlichen und nordöstlichen Thälern, die man deswegen Fettweiden nennt. Von Gartengewächsen werden hier Rüben, Wurzeln, Kohl, Salat und dergleichen gezogen, und wild wachsen verschiedene gegen den Scharbock dienende Kräuter. Tormentill ebenfalls, deren die Einwohner sich aus Mangel an Eichenrinde, zum Gerben ihres Leders, bedienen.

Von zahmen Thieren werden hier Pferde, Rindvieh und Schaafe gezogen. Die Pferde sind zwar klein, aber dabey rasch und stark. Das Hornvieh ist ebenfalls klein, aber sehr fett,

und

und ein geschlachteter Ochse liefert 100 Pfund Talg. Die reichsten Bauern besitzen doch nicht über 20 Stück. Sie bleiben Sommer und Winter im Felde. Schaafe werden desto mehr gehalten, und sie machen den Hauptreichthum der Einwohner aus. Es giebt hier Bauern, denen 4 bis 500 Stücke gehören. Sie sind theils ganz theils halb wild, und auf den nördlichen Inseln von weisser Farbe, in den südlichen hingegen schwarz oder bräunlich. Wirklich verändern die Schaafe auch ihre Farbe, wenn sie von diesen Inseln auf die andern versetzt werden. Sie weiden auf den freyen nicht zum Ackerbau benutzten Feldern, von denen ein gewisser Strich zu jedem Hofe gehört. Ungeachtet diese nicht umzäumt oder eingeschlossen sind, so bleiben die Schaafe doch gewöhnlich, wenn sie hinlänglich Futter finden, auf den ihnen angewiesenen Ort, ohne sich mit andern Heerden zu vermengen, oder auf fremden Grund und Boden zu weiden. Daher die Eigenthümer sie leicht finden können. Um die Schaafe an diese gewöhnliche Weideplätze zu gewöhnen, werden die Lämmer jung dahin gebracht, wo sie weiden sollen, und die Einwohner oder ihre bestellten Hüter geben Achtung, daß sie sich nicht zerstreuen, und die Alten bey den Jungen bleiben, auch nicht mehr Schaafe auf ein solches Feld versetzt werden, als sie dort hinreichendes Futter finden. Die großen Heerden wer-

werden aber gewöhnlich in kleinere vertheilt, die sie Oner heißen, und aus 100 bis 150 Schaafen bestehen.

Im Winter, wenn starker Schnee fält, müssen diese Thiere sehr viel von Kälte und Hunger leiden, und häufig gehen ganze Heerden verlohren, wenn der Schäfer sie nicht zu rechter Zeit in Sicherheit bringt. Dies ist entweder der Eigenthümer selber, oder wenn er vermögend ist, ein Knecht, der die Schaafzucht versteht. Dieser muß die Heerden, wenn Gefahr vorhanden ist, nach andern Plätzen treiben, wo weniger Schnee fällt, oder in besondere Gehäge schaffen, wo sie wärmer stehen, und leichter ihr Futter suchen können, er muß wenigstens die halbwilden Schaafe dahin zu bringen suchen, daß sie sich von ihm regieren lassen. Ohne diese Vorsicht werden bey starken Schneeschauern die Heerden häufig in tiefen Schnee vergraben, daß der Eigenthümer sie nicht auffinden kann, bis er aus dem Schnee einen Dampf aufsteigen sieht, und die Heerde, so gut er kann, vom Schnee befreyet. Doch kann er dies verhüten, wenn er bey der Heerde einige starke Widder hält, die den übrigen einen Weg durch den Schnee bahnen. Kann man aber die mit Schnee bedeckte Heerde nicht auffinden, oder diese muß zu lange unter der Schneedecke verbleiben, so leidet der Eigenthümer großen Verlust. Die Schaafe fres-

sen

sen, so lange sie etwas finden, das Gras mit der Wurzel auf, und von einander die Wolle, bis sie von Hunger ganz kraftlos werden. Glückt es auch, sie endlich auf eine bessere Weide zu führen, so sterben sie doch zuletzt für Kraftlosigkeit, bey Wiederkehr der milden Witterung. Die Schaafe werden, ihrer Wildheit wegen, nicht gemolken. Zweymal im Jahre werden sie eingefangen, im Frühling, um sie zu scheeren, und die neugebohrnen Lämmer zu merken, und im Herbst, um die auszusondern, die man für den Winter schlachten will. Zu diesem Behuf bringt man sie in einen mit Steinen, Erde oder Torf umgebenen Platz, Retten genannt, wohin sie aber sich nicht freywillig verfügen, sondern es kostet Mühe, die ganze Heerde dahin zu führen. Der Schäfer, von einigen andern Landleuten und einer Anzahl Hunden begleitet, sucht die Schaafe nur bey einander zu halten, und nach dem bestimmten Ort zu treiben. Die Hunde sind dazu abgerichtet, sie jagen nicht nur jedes sich entfernende Schaaf wieder der Heerde zu, fangen die entsprungenen, ohne sie zu beissen, sondern sie holen auch dies oder jenes Stück aus der Heerde heraus, daß der Eigenthümer haben will. Diese Hunde haben Aehnlichkeit mit unsern Jagdhunden, und werden am Werth einer Kuh gleich geachtet. Weil bey diesen herumirrenden Heerden mancherley Streitigkeiten

zwi-

zwischen den Besitzern vorfallen, so werden diese nach einer alten Schaafordnung entschieden, die König Hagen von Norwegen 1140 den Einwohnern ertheilte, und König Christian der Vierte 1657 confirmirt hat. Man hat auch einige spätere Verordnungen darüber.

Wilde Thiere giebt es gar nicht, und nur auf einigen Inseln findet man Ratzen und Mäuse. Vögel, vorzüglich Wassergeflügel sind desto zahlreicher, vorzüglich Gänse, Enten, Eidervögel, Schwäne, Meven, und eine Menge anderer Strand- und Wasservögel, die in den nördlichen Gegenden zu Hause gehören. Von den letztern, die von den Einwohnern Lummer, Lomvíver ꝛc. genannt werden, fangen sie jährlich über 10,000 Stück. Manche verlassen diese Gegend im Winter, andere aber sind hier das ganze Jahr über zu Hause. An allerley Fischen ist der Ueberfluß eben so groß. In gewissen Jahren lassen sich viel Heringe sehen, Dorsche, Flyndern und andere Fische der Nordsee werden in Menge gefangen, auch Seehunde und verschiedene Wallfischarten.

Landeseintheilung.

Die Inseln werden, ihrer Lage nach, in die südlichen und nördlichen eingetheilt. Zu den ersten gehören Suderoe, Sandoe nebst den kleinern Eilanden, Hestoe, Kolteroe und Nelsoe, die übri-

übrigen eilfe gehören zu den nördlichen. Alle mit einander sind, in Hinsicht der Civilverfassung, wie Island, in besondere Districte eingetheilt, die Syssel heißen, und, ihrer Verfassung nach, mit den dänischen Harden übereinkommen. Es sind deren in allen 6, nemlich: Norderoe, Osteroe, Strömoe, Wagoe, Sandoe und Suderoe. Der kirchlichen Eintheilung nach bestehen sie aus 7 Kirchspielen, die ihren Grenzen nach meist mit den erstern übereinstimmen, Strömoe ausgenommen, welches zwey Kirchspiele hat, wovon der Flecken oder die sogenannte Handelsstadt Thorshafen mit ihrem Bezirk ein besonderes Kirchspiel ausmacht, eben so wie der nördliche Theil der Insel.

Bevölkerung.

Seit 1769 sind die Einwohner nicht gezählt, oder die Resultate späterer Zählungen nicht bekannt geworden. Damals lebten nur 4775 Seelen auf allen Eylanden zusammen genommen, welches ungefähr 118 Personen auf eine Quadratmeile macht. Von diesen waren 1355 über 48 Jahre alt, ein redender Beweis des dortigen gesunden Clima. Nach den Listen gehörten damals 4558 zum Bauerstande, 108 zum Civilstande und 119 zum geistlichen Stande, ihre Familien mitgerechnet. Dazu kommt noch eine kleine Garnison, die seit dem amerikani-

kanischen Kriege in Thorshafen liegt, und etliche 30 Mann betragen mag.

Character, Sitten und Sprache der Einwohner.

Sie werden wegen ihrer Höflichkeit und Gastfreyheit gegen Fremde sehr gerühmt, wegen ihrer Treue gegen die Obrigkeit und der Mildthätigkeit gegen Arme. Eheliche Treue ward auch ehedem zu ihren Tugenden gezählt, aber das Verkehr mit Fremden hat sie hin und wieder untergraben, auch die Einwohner zu Brantewein und andern starken Getränken gewöhnt.

Ihre Lebensart ist armselig. An der Luft gedörrtes Fleisch, Milch, Fische und Grütze sind ihre gewöhnliche Speisen, und Brod, Bier und Salz werden hier noch nicht zu den nothwendigen Lebensmitteln gerechnet. Statt der Butter brauchen sie das sogenannte Rutaelle. Dis besteht aus frischem Fett und Talg in Stücken geschnitten, welches einige Zeit liegen muß, um etwas in Fäulniß zu gerathen, dies schneiden sie nachher klein, schmelzen es halb, machen daraus große Stücken, die 36 Pfunde wiegen, und hierauf in feuchter Erde vergraben werden. Je länger dieses Fett hier verwahrt wird, desto besser ist es. Man schneidet es nachher in Stücken, wenn sie es brauchen wollen, und es hat alsdenn den Geschmack von altem Käse. Die

Einwohner sind emsig darauf bedacht, ihre Fettbehälter bestmöglichst anzufüllen, und es giebt unter ihnen vermögende Bauern, die wohl 3600 Pfund davon aufbewahren. Die Armen, welche keine Heerden besitzen, bedienen sich des Wallfischspecks auf gleiche Art.

Die Einwohner kleiden sich in Vadmell, einem groben selbstgewirkten Wollenzeuge, auch in fremden Wollenwaaren. Leinwand wird unter ihnen nicht viel gefunden, und die meisten tragen wollne Hemden. Ihr Lager ist von Stroh, und sie bedecken sich beim Schlafen mit einem Stücke Vadmel. Ihre Schuhe werden aus Schaafsfellen verfertigt. Die Männer aber tragen dergleichen aus Rindsleder; diese haben nur eine Sole, die beym Hacken und den Zehen an das Oberleder befestigt ist. Bey ihren Mahlzeiten bekommt ein jedes Glied der Familie ein bestimmtes Maaß der vorhandenen Speisen, doch so, daß eine Mannsperson doppelt so viel, als eine Frau oder die Magd erhält. Eben so wird die häusliche Arbeit zugetheilt, Knechte und Mägde müssen täglich zwey Pfunde Wolle spinnen, oder daraus täglich ein Paar Strümpfe stricken. Ihre Sprache ist die norwegische, viele Einwohner reden aber dänisch. Doch ist der Dialect der südlichen und nördlichen Insulaner in manchen Stücken von einander verschieden. Sie sind in allen Handarbeiten würklich geschickt, be-

sitzen auch allerley andere Kenntnisse, vorzüglich der Gestirne und ihrer Bewegung, nach denen sie sich bey ihren Fischereyen, oder in den kurzen Tagen richten, die Zeit zu bestimmen. Ueberhaupt ist ihr Betragen still und ehrbar. Nur bey Hochzeiten und dem Weihnachtsfest tanzen sie; bey diesen Vergnügungen werden auch wohl alte Heldenlieder gesungen. Beyde Geschlechter spielen auch sehr gut Schach.

Landesregierung.

Der Landvogt ist der erste weltliche Beamte, der alle Geschäfte besorgt, die in Dännemark dem Amtmann und Amtsverwalter übergeben sind. Der Lavmann ist der Oberrichter, und der Sörenschreiber und die 6 Sysselmänner sind Unterrichter. Letztere muß man aber nicht in eine Classe mit den isländischen setzen, welche die königlichen Abgaben einnehmen, und alles, was zur Sicherheit, Policey und Oeconomie ihres Bezirks gehört, besorgen müssen. Hier auf den Inseln sind es gewöhnlich unstudirte Leute.

Ein Landgericht wird in Thorshafen gehalten, wobey der Landvogt den Vorsitz hat. Darin sitzen alle vorhergenannte Beamten, und berathschlagen über alle Landesangelegenheiten. Die Sysselmänner tragen hier auch die Veränderungen, Streitigkeiten und andere Vorfälle

ihres Bezirkes vor. Zu gleicher Zeit kommen auch die Geistlichen in dieser Stadt zusammen, doch führt hier ebenfalls der Landvogt das Präsidium.

So lange hier der ganze Handel für königliche Rechnung getrieben wurde, der, wie der ehemalige isländische und finnmärkische 1796 frey seyn soll, führte ein dazu bestellter Kaufmann die Aufsicht darüber. Zur Zeit aber besorgt die Realisationscommißion in Coppenhagen, was dahin gehört.

Königliche Einkünfte.

Die Abgaben der Einwohner sind von geringer Bedeutung, und im Jahr 1709 stiegen die königlichen Intraden nur auf 2527 faröische Gulden und $\frac{5}{6}$ Felle. Ein faröischer Gulden ist gleich 5 Mark oder 80 Schilling dänisch Courant. Die ganze Einnahme stieg daher auf 2105 Rthlr. dänisch, davon blieb aber verschiedenes im Lande für Besoldung der Beamten, für die Schule und das Hospital. Ueberdem hatte der König einen bestimmten Gewinn vom Handel, der gewöhnlich Coppenhagener Kaufleuten auf gewisse Jahre überlassen war. Ein Fell, die gewöhnliche Courantmünze, wornach der Preis aller einheimischen und fremden Waaren berechnet wird, bedeutet eigentlich ein Schaaffell, das Hauptproduct der Inseln, wo-

nach

nach man schon vor Alters, wie in Island nach Fischen, und ehedem in Rußland nach Marder- und Haasenfellen, den Preis aller Dinge bestimmte. Ein Fell wird 4 Schilling dänisch, oder 2 Schilling Hamburger Courant gleich gerechnet.

Dem König gehört sehr viel Land auf den Inseln, welches er den Pachtbauern zu bearbeiten überläßt, die dafür ein Gewisses jährlich erlegen. Ländereyen werden hier in Marken eingetheilt, wovon jedes etwa 320 Quadratellen im Umfange hat, doch ist dieses nicht immer von gleicher Größe. Von jeder Mark Landes bezahlt der Pächter 3 faröische Gulden jährlich, und einen Thaler dem Landvogt bey Ausstellung des Pachtbriefes. Bey einem jeden Hofe befindet sich immer eine Anzahl Schaafe, dafür im May und Junius eine Abgabe bezahlt wird, außer einigen andern Steuern. Zur Erhaltung der Schanze bey Thorshafen muß jeder, der ein Gut oder einen Bauerhof mit den dazu gehörigen Feldern eigenthümlich besitzt, 5 Felle, der König aber von seinen Höfen und Bauergütern 3 Felle jährlich von jeder Mark Landes erlegen. Die Landesabgaben werden gewöhnlich in Fischen, Federn und Wolle abgetragen. Dabey müssen aber die Steuerpflichtigen ein Uebergewicht von 2 Pfunden von den gewöhnlichen Naturalien, von Fischen aber 3 Pfund Ueber-

ge-

gewicht, außer der bestimmten Quantität ihrer Producte, liefern. In neuern Zeiten haben die königlichen Einkünfte 2748 Gulden oder etwas über 2623 Rthlr. dänisch Courant betragen.

Policeywesen.

Alles, was dahin nur einigermaßen gerechnet werden kann, wird von den Sysselmännern unter Aufsicht des Landvogts besorgt. Daher sind erstere verbunden, jährlich verschiedenemale in ihren Districten umher zu reisen.

Lange Zeit war bey den Einwohnern die Hamburger Elle und das Rostocker Maaß für flüßige Sachen und Getränke im Gebrauch, weil jene Städte vormals starken Handel nach den Faröern trieben. König Friedrich der Zweyte befahl schon im 16ten Jahrhundert, dänisches Maaß und Gewicht einzuführen, aber diese Verordnung scheint man nicht befolgt zu haben. Daher ward 1691 abermals verordnet, daß im Handel nur nach dänischem Maaß und Gewicht Waaren sollten angenommen werden. Eben dieses hat das Edict von 1790 wiederholt, auch zugleich befohlen, daß im Handel alles nach dänischen Münzsorten berechnet werden müsse.

Für Thorshafen und Friedrichswaag ist seit 1784, zum Besten der Hauseigenthümer, eine Brandversicherungsanstalt eingerichtet worden, an welcher auch die übrigen Landeseinwohner Theil nehmen können. Eine andere nützliche

Ver=

Verordnung sucht zu verhindern, das Thorshafen nicht zum Nachtheil des platten Landes, mit untauglichen oder armen Leuten angefüllt werde. Die Zahl der Armen ist auf diesen Inseln würklich groß, und größer, als in den übrigen dänischen Staaten, Island nicht ausgenommen. Man fand würklich bey der letzten Zählung 200 Arme. Sie streifen im Lande umher, um Wolle von den Bauern zu erbetteln. Dies ist jetzt verboten, und man hat zum Unterhalt der Armen die Hälfte des Schaaf- und Wollzehentens bestimmt, den die Einwohner dem König und den Geistlichen bezahlen; aber die freywilligen Beyträge der Einwohner für die Armen, machen im Ganzen weit mehr aus. Für arme Kranke, vorzüglich solche, die mit dem in den nördlichen Gegenden, wegen der fetten Speisen so häufigen Aussatz oder Scorbut behaftet sind, ist in der Nachbarschaft von Thorshafen ein eigenes Hospital eingerichtet, welches Arge-Spital heißt. Der König bezahlt jährlich zu dessen Unterhaltung 500 Mark dänisch, auch zieht es die Einkünfte von 4 Marken Landes.

Feldbau.

Die Landleute sind theils erbliche Eigenthümer ihrer Güter, und heissen Odalsbauern oder Pächter, welche vorzüglich die der Krone zugehörigen Güter, gegen Erlegung bestimmter Gefälle bewohnen. Alle diese Güter werden in

Indengaards und Udengaardsgüter eingetheilt. Die ersteren nennt man auch Bauerhöfe; sie liegen am Seestrande, und sind mit Steinwänden oder Erdwällen eingehegt, daher ihr Name soviel sagen will, als Felder, die innerhalb dem Bezirk des Hofes liegen. Udengaardsgüter heissen diejenigen, die außer diesem Gehege belegen sind, und blos zur Viehweide gebraucht werden. Eigentlich soll ein Bauerhof aus 6 Marken Landes bestehen, und die Mark ward ehedem zu 16 faröische Gulden angeschlagen. Vor Alters wurden sie in so kleine Theile zerstückelt, daß manche Einwohner nicht mehr Land hatten, als etwa im Umfang 5 Ellen betragen mochte, oder die nur 5 Felle oder 20 Schillinge dänisch werth waren. Diese schädliche Vertheilungen sind zwar 1691 verboten, doch nicht ganz außer Gebrauch gekommen, weil man in Verordnungen neuerer Zeiten noch Erwähnung verpachteter oder wirklicher Eigenthumsgüter findet, die nicht größer sind, als eine oder eine halbe Mark Landes. Dergleichen große oder kleinere Bauergüter, machen noch nicht den tausendsten Theil des ganzen Landes aus, und selbst das eigentliche Ackerland ist nicht mit der Sorgfalt angebauet, als man billig erwarten sollte. Ungefähr der achte oder der zehnte Theil des eingehegten Landes wird von den Besitzern jährlich mit Gerste besäet, der übrige Theil ruhet 8

bis

bis 9 Jahre, und wird blos wegen der Weide benutzt. Er giebt aber auch das nahrhafteste Gras. Mangel an Dünger und an Arbeitsleuten, und die beschwerliche Art, den Acker zu bestellen, sind die Hauptursachen, warum hier der Landbau noch so weit zurücke ist. Das Land wird nicht gepflügt, sondern blos umgraben, weil die Erdrinde, welche die faröischen Klippen bedeckt, allzudünne ist, den Pflug zu gebrauchen. Die dänische Regierung hat sich würklich Mühe gegeben, das Pflügen einzuführen, und 1773 ward das Modell dieses Ackerwerkzeuges an den Landvogt in Thorshafen gesandt. Man versuchte auch auf dem Gute desselben das Land umzupflügen, allein der Versuch misglückte. Das Land wird auch nicht gehörig umgraben, sondern man macht nur eigentlich hin und wieder tiefe Löcher. Gedüngt wird das Feld eben so schlecht. Wo man Seegewächse und Meergras haben kann, werden diese dazu gebraucht, sonst auch Dünger vom Vieh. Damit aber die Luft dem schlecht und sparsam verbreiteten Dünger nicht die Kraft entziehe, bedecken die Einwohner ihn mit der ausgegrabenen Erde. Eggen und Walzen sind hier ganz unbekannt, und man ebnet den Acker, nach geschehener Aussaat, nur mit einem Brette. Dem allen ungeachtet trägt der Acker reicher, als man von der schlechten Behandlung erwarten sollte,

indem

indem der Bauer von einer Tonne Aussaat, mehr pflegt er gewöhnlich nicht zu säen, vorzüglich auf den südlichen Inseln, 20 bis 30 Tonnen erndtet. Diese sind überhaupt Kornreicher, als die nördlichen. Das reife Korn wird mit Messern abgeschnitten, und hernach reißt man die Aehren vom Stroh mit den Händen ab. Das Korn wird ebenfalls auf eine mühsame Art nach Hause geschaft, man trägt es in Körben heim, die von Stroh und Garn zusammengeflochten sind, weil hier Wagen oder Schubkarren unbekannt sind. In den Häusern werden die Aehren über ein Feuer getrocknet, weil der kurze Sommer demselben nicht die gehörige Reife geben kann. Gedroschen wird es nicht, sondern die Weiber müssen mit bloßen Füßen das Getraide von den Aehren und der Spreu reinigen. Ordentliche Mühlen sind hier auch nicht bekannt, und alles Korn wird auf Handmühlen gemahlen. Die Heuerndte wird eben so langsam und mit gleicher Mühe betrieben. Nachdem es gehauen worden, setzt man es in Haufen, in welchem Zustande es aber oft aus Mangel an Leuten, Monate lang stehen muß. Will man es vom Felde schaffen, so wird es vorher nach der Güte und Feinheit ausgesucht, aber es muß dennoch auf dem Felde liegen bleiben, weil es nicht gehörig unter Dach gebracht werden kann, und auf diese Weise geht sehr viel gutes Viehfutter verloh-

lohren. Außer einigen Gartengewächsen scheint der Kartoffelbau, die in sandigem Boden hier gut fortkommen, sich auf den südlichen Inseln zu vermehren, und auf den übrigen sucht man die Einwohner durch Prämien zu ermuntern, sich mehr damit zu beschäftigen.

Vogelfang.

Die große Menge der Seevögel, vorzüglich auf den nördlichen Inseln, verschaft den Einwohnern ebenfalls gute Nahrung, die sie aber mit großer Lebensgefahr suchen müssen. Sie werden auch nur von besondern Leuten gefangen, die man Vogelmänner heißt, entweder, daß sie sich, wie in Norwegen, Island, und mehreren nördlichen Inseln gewöhnlich ist, an starken Thauen von den hohen Felsen niederlassen, um die in den Klüften nistende Vögel und ihre Eyer zu erlangen, oder von unten auf, auf eine noch mehr gewagte Art die steilsten Klippen erklimmen. Erlaubt es die Steilheit nicht, die Felsen von unten oder der Wasserseite zu besteigen, so suchen die Vogelfänger ihre Beute auf eine noch gefahrvollere Art auf, indem sie einander mit besondern Stangen in die Höhe heben.

Die erste Art geschieht folgendermaßen: Die Vogelfänger ersteigen die Felsen, wo er zugänglich ist, und nehmen einen 80 bis 100 Klafter langen Thau mit. Das eine Ende bindet sich

der

der Vogelfänger um den Leib feste, und zieht es zwischen seinen Beinen durch, daß er darauf sitzen kann. In der einen Hand hält er seine lange Vogelstange, woran an einem Ende ein Netz an einem Bügel oder Reifen befestigt ist. Nun wird er von den übrigen von der Höhe herunter gelassen, und 6 Mann halten oben das Thau feste. Damit dieses aber nicht von den scharfen Felsspitzen leide, so lassen sie es auf einer Art von hölzernen Rolle laufen. An dem Vogelsteller wird überdem ein dünnerer Strick befestigt, womit er seinen Gefährten ein Zeichen geben kann, ihn tiefer herunter zu lassen, ihn hinaufzuziehen, oder das Thau aufzuhalten, wenn er etwa einen Ort findet, wo er festen Fuß fassen kann, oder Nester antrift. Der auf diese Art in der Luft schwebende ist großen Gefahren ausgesetzt, weil sich zuweilen Steine oder Felsstücken über ihn ablösen. Um diese abzuwehren, trägt er eine dicke wollene Mütze, so daß kleine Steine ihn eben nicht beschädigen, größere aber doch wohl zuweilen schwer verwunden und gar tödten können. Ueberhaupt muß der Vogelfänger zu diesen Gefahren geübt seyn. Denn ein Unerfahrner wird leicht durch das Umdrehen des Thaues und die Höhe, auf welche er über die Tiefe und die brausenden Meereswogen hängt, schwindlicht, und kann sein Geschäfte nicht fortsetzen. Der dazu aber gewohnt ist, schwingt

sich

sich auf dem Thau nach Belieben umher, hält ihn auf, indem er die Füße gegen den Felsen stemmt, stößt sich wieder von den Felsen einige Klafter ab, um die Nester aufzusuchen, oder hängt ruhig in freyer Luft, und fängt mit seiner Stange die umher fliegenden Vögel, die sich in dem losen Netze verwickeln. Entdeckt er Höhlen oder Klüfte, die durch überhängende Theile des Felsens gegen Wind und Wetter gedeckt sind, und die von den Vögeln vorzüglich zu ihren Nestern gewählt werden, so stößt er sich mit aller Gewalt von dem Felsen ab, und sucht auf einmal in diese Oefnung hinein zu kommen, und festen Fuß zu fassen. In diesem Wagestück besteht aber auch die größte Geschicklichkeit des Vogelstellers. Sobald er sich in die Oefnung hereingeschwungen, löst er das große Thau von seinem Körper ab, damit es ihm aber nicht entschlüpfe, befestigt er es an einem Stein oder wo er nur kann, und macht sich über die brütenden Vögel her. Diese werden von ihm entweder mit den Händen oder mit der Stange erlegt, in Bündel zusammen gebunden und an den kleinen Strick befestigt. Mit diesen giebt er den hoch über ihn stehenden ein Zeichen, sie herauf zu ziehen, und bisweilen findet er eine so reiche Beute, daß sie ihn den ganzen Tag beschäftigt. Zuletzt windet er sich wieder in das große Thau und läßt sich von den andern wieder heraufziehen.

Sind

Sind zuweilen nicht Leute genug da, das große Thau zu halten, so wird ein Pfosten oben in dem Felsen geschlagen, und daran dasselbe befestigt.

Müssen die Vogelfänger aber die Felsen, wo die Seevögel nisten, von unten auf besteigen, so ist die Gefahr für sie noch größer. In diesem Fall nähert sich die Mannschaft demselben in einem Bote. Dem erfahrensten wird das vorher erwähnte Thau um den Leib gebunden, dessen anderes Ende gleichfalls um einen andern von der Gesellschaft fest gebunden wird. Die im Bote sind, helfen den ersten mit einer 5 bis 6 Ellen hohen Stange mit einem Widerhacken, der in den Thau um seinen Unterleib fast, in die Höhe, bis dieser eine Stelle oder hervorragende Spitze findet, wo er fest stehen kann. Hierauf wird ein anderer auf gleiche Art ihm nachgehoben. Dieser sucht nun mit der Stange den ersten höher heraufzurücken, und wenn derselbe einen bequemen Platz gefunden, zieht er den andern oder allenfalls mehrere, die ihm gefolgt sind, mit dem Thau zu sich herauf. Sie klettern nun auf der Klippe umher, bis sie Vögel finden, welche sie in Bündeln denen im Bote zuwerfen. Nicht selten ist der Fall, daß einer von den Vogelstellern strauchelt, oder gar von den steilen Höhen herunterstürzt, alsdann sucht der andere ihn durch den um beyde befestigten

Thau

Thau aufzuhalten, und zieht ihn wieder empor. Ist dieser aber nicht stark genug, den andern zu halten, oder er befindet sich selber an einem gefährlichen Ort, so stürzen beyde, an den Klippen zerschmettert, in den Abgrund. Kommen sie hingegen auf Stellen, die selten von den Einwohnern besucht werden, so sind die Vögel so zahm und so wenig scheu vor Menschen, daß sie sich mit den Händen greifen lassen. Sie finden auch zuweilen in den Klüften und Felshöhlen eine so große Menge, daß sie verschiedene Tage dort verweilen, des Tages, um Vögel zu fangen, und des Nachts, um in den Klüften auszuruhen. Unterdessen suchen einige von den unten an der Klippe sich aufhaltenden Männern nach und nach die gemachte Beute nach Hause zu schaffen.

Unter denen auf diesen Klippen häufigen Seevögeln wird der sogenannte Lund auf eine eigene minder gefährliche Weise gefangen. Dieser Vogel, von der Größe einer Ente, am Leibe weiß, mit schwarzen Flügeln, aber scharfen Schnabel, bauet sein Nest, worin er nur ein Ey legt, unter der Erde oder gräbt es unter dem Sande und den Steinen, womit die Felsklüfte angefüllt sind, überhaupt aber an solchen Orten, wo ihn die Einwohner nicht leicht beykommen können. Diese Art nistet, wie alle Seevögel, in großer Menge bey einander. Um sie also zu fangen,

gen, haben die Einwohner gewisse Hunde abgerichtet, die in die engen Höhlen ihrer Nester kriechen, und den vordersten Vogel packen müssen, um ihn heraus zu ziehen. Mit der grösten Verwunderung sieht man, daß diese Vögel, die sehr dicht neben einander nisten, einer den andern mit dem Schnabel am Schwanze oder den Flügel festhält. Und hat man den vordersten herausgezogen, so folgen die übrigen wie in einer an einander hängenden Kette nach, oder lassen sich geduldig nachziehen, so lange nur noch ein einziger in diesen Schlupfwinkeln vorhanden ist. Man erhält auf diese Art 100 Lunden und darüber auf einmal. Ihre Federn und Daunen werden dreymal so theuer bezahlt, weil sie feiner und weicher, als von den übrigen sind.

Da diese Vögel den Einwohnern, welchen sie zur Speise dienen, auch wegen ihrer Federn so wichtig sind, so sucht man die Raubvögel durch öffentliche Vorkehrungen abzuhalten und zu vermindern. Eine jede erwachsene Mannsperson muß daher jährlich am Olaustage eine gewisse Zahl ihrer Schnäbel abliefern, dies heißt der Schnabelzoll. Wer seine Zahl nicht herbeyschaft, muß für jeden fehlenden Schnabel 4 Schilling dänisch erlegen. Die zusammen gebrachten werden hernach im Beyseyn des Sysselmanns verbrannt.

Fischerey.

Diese war ehedem bey den Inseln wichtiger, als gegenwärtig. Einige glauben, daß die Fische in unsern Tagen nicht mehr in solcher Menge hieher streichen, als vormals. Unterdeß liegt auch wohl die Schuld des minder einträglichen Fanges mit an den Einwohnern, die aus Mangel an Geräthschaften und andern Erfordernissen, entweder die rechte Zeit versäumen, oder mit der Fischerey nicht gehörig umzugehen verstehen. Sie wird sonst auf eben die Weise, wie an den isländischen Küsten, getrieben. Der Stockfischfang ist auch hier der vortheilhafteste und wichtigste, aber die Einwohner wissen ihn nicht recht zu bereiten. Heringe finden sich in manchen Jahren in zahlreichen Schaaren ein, und ein Coppenhagner Handelshaus hat seit 1770 diese Fischerey mit Vortheil versucht. Den Seehunden, die hier Kobber genannt werden, stellt man sehr im September nach, um welche Zeit sie ihre Jungen zur Welt bringen. Man schießt sie, und fängt sie im Garn, sucht sie auch in ihren Höhlen auf, worin sie an den Seekanten in dem hereinströmenden Wasser liegen. Ein kleines Bot wagt sich nebst einiger Mannschaft in diese vom Meer ausgespülten Oefnungen, ist aber vorher mittelst eines ziemlich langen Thaues an ein anderes Bot befestigt, das am Eingange liegen bleibt, und dem erstern dethi-

thigenfalls Beystand leistet. Die Mannschaft in dem ersten ist mit Licht und Keulen versehen, die Thiere zu erlegen, und sie kann oft 50 Stück Alte und Junge unter einander auf einmal zu Hause bringen. Wallfische lassen sich bey den Inseln oft in großen Schwärmen sehen, vorzüglich die sogenannten Grindehval, wovon die grösten nicht über 10 Ellen lang sind. Sobald sich ein solches Meerthier sehen läßt, werden die Einwohner zusammen berufen, auch Feuer auf den Bergen angezündet, sie zum Fange zu versammlen. Ist eine hinlängliche Zahl bemannter und mit Harpunen bewafneter Böte beysammen, so vertheilen sie sich in zwey Partheyen. Die eine stellt sich in einem halben Zirkel, am Eingange der Bucht oder Meerbusens, um den Wallfisch den Ausgang zu versperren, die andern wagen sich näher heran, um dem Fisch die Harpunen in den Leib zu werfen. Unterdessen stehen andere am Ufer, und sobald der Fisch wieder aus der Tiefe herauskommt, so bringen sie ihm die letzten tödtlichen Wunden bey. Jetzt soll indessen, gegen vorige Zeiten diese Wallfischart nicht mehr so häufig seyn. Um 1664 wurden aber über 1000 Stück gefangen. Wenn sie die Wallfische getödtet haben, womit sie wohl einen ganzen Tag zubringen, so werden sie ans Land geschleppt, diejenigen ebenfalls, welche sie auf der See erlegt haben, und todt auf dem

Wasser schwimmen. Hierauf wird der ganze Fang gezählt, und zuerst der Zehnten davon abgesondert. Ein Wallfisch gehört demjenigen, der den Schwarm zuerst sah. Die übrigen theilt man in zwey gleiche Theile. Ein Theil ist für diejenigen, die beym Fang geholfen haben, und der andere gehört dem Landeigenthümer, in dessen Bezirk oder dessen Nachbarschaft der Fang geschehen, es mag nun der König oder ein anderer Grundherr seyn. Das Speck der Fische wird zu Thran gekocht, auch wohl mit schwarzem Salz, das man aus verbrannten Seegewächsen gewinnt, eingepöckelt, an einem trocknen Ort aufgehangen, und zu seiner Zeit gegessen. Andere behandeln den Speck auf die vorher beschriebene Art, indem es, wie das Schaaf- oder Rindsfett durch Schmelzen und Vergraben in der Erde zum längern Gebrauch erhalten wird, und brauchen es statt Butter an ihren Speisen. Oft wird diese Wallfischart bey trüber neblichter Witterung an den Strand getrieben, und die Einwohner sind der Mühe und Gefahr des Fanges überhoben. Man fängt auch andere Wallfischarten am meisten in einem Hafen von Suderoe, welcher Qualboe heißt. Sie werden hier Doglinger genannt, sind 14 bis 16 Ellen lang und 4 Ellen dick. Doch werden jährlich nicht mehr als 3 bis 6 derselben erlegt. Diese Art wird bey gutem Wetter gefangen, und das Ver-

fahren der Einwohner, diese Ungeheuer zu erlegen, zeigt ihre Unerschrockenheit eben so sehr, als ihre Verschlagenheit. So bald sich einer oder mehrere von diesen Doglings in der Nachbarschaft der Inseln sehen lassen, rudert ein Bot gerade auf den Wallfisch zu, und dieser bleibt ruhig auf seinem Platze. Die Mannschaft bohrt ihm in der Geschwindigkeit ein Loch in dem Fette über die Augen, welches der Wallfisch nicht fühlt, und sich sogar einen Strick durch die gemachte Oefnung ziehen läßt. Das Bot rudert hierauf wieder dem Lande zu, und zieht den Wallfisch mit dem Thau fort, wohin es ihn haben will. Auch die andern folgen ihm nach. Sie suchen die Wallfische an eine Sandbank oder sehr nahe ans Ufer zu bringen, wo sie ihr Thau bestmöglichst fest machen. Die Fische werden dort mit Harpunen angegriffen und so lange verwundet, bis sie sich verbluten, und ermattet oder todt ein Raub ihrer Feinde werden.

Eine Verordnung vom Jahre 1790 verspricht den Einwohnern Unterstützung, wenn sie ihre Fischereyen mehr ins Große treiben, und die Bereitung der Fische verbessern. Vorzüglich sollen sie sich mehr auf den Seehund, Hering und Flynderfang legen.

Kunstfleiß.

Die Einwohner der Faröer verstehen, wie die Isländer, selber alles, was sie brauchen, von

Holz

Holz oder Metall, mit ziemlicher Geschicklichkeit zu verfertigen. Die von ihnen gezimmerten Böte ziehen sie den nordischen vor. Aus den Lebern der Dorsche und anderer Seefische brennen sie Thran. Aber der wichtigste Zweig ihrer Industrie ist das Strumpfstricken. In vorigen Zeiten verkauften sie ihre Wolle unverarbeitet. Unter Friedrich des Zweyten und Christian des Vierten Regierung fing man an, daraus Strümpfe zu stricken. Schon 1634 wurden 10,000 Paar ausgeführt, die aber von schlechter Beschaffenheit waren. Um 1670, wie Debes der erste und vollständigste Schriftsteller dieser Inseln schrieb, dessen Nachrichten alle folgende benutzt haben, welche in den allgemeinen Schilderungen der dänischen Monarchie der Faröer erwähnen, hatte sich dies Gewerbe sehr vermindert, und wenn die Ausfuhr am stärksten war, betrug sie nur 600 Paar. Christian der Fünfte suchte es wieder zu heben, und sandte zwey Holländer, einen Mann und eine Frau, dahin, um eine bessere Art der Spinnräder einzuführen, und gab ihnen Modelle, nach denen sie gröbere und feinere Sorten stricken sollten. Seitdem hat das Strumpfstricken so zugenommen, daß 116000 Paar und darüber ausgeführt werden. Sie dienen theils zu Matrosenstrümpfen auf der königlichen Flotte, theils werden sie in Coppenhagen verkauft, und von hier weiter verführt. Man macht einen großen Unter-

ter-

terschied unter halbfeine, kurze und grobe Strümpfe, und nachdem sie aus gut gesponnenem Garn oder sehr ungleichen gestrickt sind. Die halbfeinen $\frac{5}{4}$ Elle lang, müssen das Paar wenigstens 28 Loth wiegen. Ein Paar Strümpfe einer Elle lang, 23 Loth, und ein Paar grobe 20 Loth. Nach der neuen Taxe von 1790, wodurch der Preis der faröischen Waaren gegen die alte erhöhet ward, gilt ein Paar der ersten Sorte 25, von der zweyten 20 und von der dritten 18 Schilling dänisch auf der Stelle. Sind sie aber nicht nach dem vorgeschriebenen Modelle gemacht, oder haben sonst Fehler, so werden von dem bestimmten Preise 4 auch wohl 8 Schillinge abgezogen. Die dortigen Weiber stricken auch wollene Schürzen und Bettdecken von verschiedenen Farben, vorzüglich grün, gelb und roth, sie weben auch groben und feinen Vadmel.

Seit 1786 sind auch hier Versuche gemacht worden, aus den Steinkohlen Theer zu ziehen, wie in Schottland und England gewöhnlich ist. Es ward auch zu diesem Zweck ein kunsterfahrner Schottländer verschrieben, die Arbeit angefangen und 5000 Rthlr. darauf verwandt, ohne viel Theer zu produciren. Der Schottländer verließ hierauf die Inseln, und seitdem ist das ganze Werk liegen geblieben.

Mit Nutzen könnten auch andere Industriezweige unter den Einwohnern eingeführt werden, wie das Reinigen der Eiderdaunen, das

Fleischeinsalzen, das Tangbrennen oder die Benutzung der Seegewächse für die norwegischen Glashütten.

Handel.

In vorigen Zeiten hatten die Insulaner eigne Schiffe, womit sie ihre Producte absetzten, und was sie brauchten, aus der Fremde hohlten, aber unter König Friedrich des Zweyten Regierung, wurden die Einwohner so oft von Seeräubern mitgenommen, daß sie ihren Activhandel aufgeben musten. Der König überließ also diesen Handel einer Gesellschaft von Hamburger, Lübecker und Rostocker Kaufleuten, die ihn auch bis 1609 führten. Christian der Vierte ließ ihn hernach von Bergen aus betreiben, bis 1619 die isländische Gesellschaft errichtet ward. Nachdem diese 1662 ihre Endschaft erreicht hatte, ward der Handel nebst der Herrschaft der Inseln an Christopher Gabel, als ein Lehn verliehen, wegen seiner Verdienste um das königliche Haus bey Einführung der Souverainität, der ihn einigen Coppenhagner Kaufleuten überließ, und er blieb in den Händen seiner Familie bis 1706, in welchem Jahre sie mit seinem Sohne ausstarb. Hierauf übernahm der König den Handel, über den ein Kaufmann in Coppenhagen und ein Handelsverwalter nebst einigen andern Bedienten in Thorshafen die Aufsicht hatten, welche wieder der königlichen Rentkammer Rechnung ablegen musten, und behielt ihn bis 1781. Damals

mals ward er der vereinigten Isländischen, Grönländischen und Finnmarkschen Handelsgesellschaft überlassen. Diese muste für dies Monopol dem Könige 5000 Rthlr. bezahlen, und die königlichen faröischen Gefälle übermachen. Wie diese aber, nicht lange nach dem Versailler Frieden, ihre Endschaft erreichte, übernahm der König den Handel wieder für seine Rechnung.

In den alten Zeiten war auf den Inseln keine bestimmte Taxe für die einheimischen und fremden Waaren, sondern man scheint sie der Billigkeit gemäß gegen einander berechnet zu haben. Der erste festgesetzte Preis für die Waaren der Ein- und Ausfuhr ward 1691 gemacht, wie die Einwohner über Gabels Einrichtungen Beschwerde führten. Er ist nachher verschiedentlich verändert worden, doch so, daß man den Preis der ausländischen erhöhete, der niedrige Preis der alten Taxe blieb aber für die faröischen, wobey die Einwohner nothwendig verarmen musten *), und sie verhan-

*) Für ein Paar lange Strümpfe wurden ihnen nach der alten Taxe nur 5 Felle oder 20 Schill. dänisch, für die kurzen nur 3 Felle gegeben. Daher ein Arbeiter bey den feinen Strümpfen täglich nur 4 Schillinge oder 13 bis 14 Pfenninge verdienen konnte. Ein Wog oder 36 Pfund Wolle ward nur mit 15 Mark dänisch bezahlt. Die Fischerey litte vorzüglich durch die allzuniedrige Taxe, und die Fischer erhiel-

sten

handelten oder vertauschten bis 1778 ihre meisten Producte nach den alten Preisen. Hieraus und weil die Monopolisten die Inseln nicht hinlänglich mit den nothwendigsten Bedürfnissen versahen, sind die Einwohner gezwungen, mit holländischen Schiffen oder den benachbarten Schotten Schleichhandel zu treiben. Man hat, um diesen zu verhindern dänischer Seits armirte Fahrzeuge nach den Faröern gesandt, die auch einzelne Schleichhändler aufbrachten. Die schrecklichen Naturbegebenheiten, welche Island 1783 und 1784 verwüsteten, haben auch auf die Faröer schädlichen Einfluß gehabt, indem sich die vulkanischen Dünste bis hieher verbreiteten, und den Wachsthum des Grases verhinderten. Der Friede zu Versailles 1783 und die ausserordentlich hohen Kornpreise in Dännemark waren hier ebenfalls von den nachtheiligsten Folgen begleitet. Die Regierung setzte daher eine Commißion nieder, die aus dem Landvogt und Commendanten bestand, Mittel vorzuschlagen, wie man dem Lande wieder aufhelfen könne. Es wurden auch 1790 Interims-Handelsverfügungen getroffen, bis der Handel dahin allen dänischen Unterthanen frey gegeben werden könne, welches den 1sten Januar 1796 geschehen soll.

Den

ten für eine Tonne gesalzenen Dorsch, die in Bergen 18 bis 24 Mark dänisch galt, nicht mehr als 15 Mark.

Den Handel auch fremden Nationen zu erlauben, schien nicht rathsam zu seyn, weil die Schotten ihn, wegen ihrer Nachbarschaft, leicht den Dänen entreissen, und vorzüglich die Wolle roh ausführen konnten, deren Verarbeitung jedoch für die Einwohner so wichtig ist. In dieser Zwischenzeit haben die bisherigen Waarentaxen, zum Vortheil der Einwohner, große Veränderungen erlitten, und man hat die Preise ihrem jetzigen Werthe näher zu bringen gesucht Die Exportwaaren der Inseln sind nach einem fünfjährigen Durchschnitt der Coppenhagener Auctionspreise angeschlagen, nachdem davon die Hälfte des Preises für Fracht und andere Unkosten abgezogen ward. Bey manchen Waaren aber hat man den Preis überhaupt erhöhet, um die Einwohner zur Industrie zu ermuntern. Die Einfuhrwaaren sind nach eben diesem Durchschnitt berechnet, für Fracht aber und andere Spesen ist die Hälfte des Preises hinzugekommen. Den Einwohnern ist ferner die Hälfte der Gelder erlassen worden, welche sie der Handelskasse für mehr empfangene fremde Produkte schuldig waren, aber die andere Hälfte müssen sie bis Ausgang 1795 berichtigen. Für die Zukunft wird ihnen kein Credit gegeben, ausser wenn sie ohne ihre Schuld durch Unglücksfälle in Armuth gerathen, doch soll diesen auch nichts anders ohne Bezahlung gereicht werden, als was sie unumgäng-

gänglich zum Lebensunterhalt und zur Fortsetzung ihrer Nahrung gebrauchen.

Die Faröer exportiren: Wollene Strümpfe, Vadmel, gewaschene und ungewaschene Wolle, Felle, Talg, Butter, Federn, Stockfisch, gesalzenen Dorsch und Thran. Um diese Ausfuhr zu beurtheilen, kann folgende Berechnung dienen, worin alle Artikel aufgeführt sind, die in dem ganzen Zeitraum von 1781 bis 1789 nach Dännemark, und wie viel etwa davon jährlich exportirt wurden:

	überhaupt	jährlich
Woll. Strümpfe	1,047,786 Paar	116,420 P.
Talg	3353 Vog.	327 V.
Fische	10,243 —	1023 —
Thran	162 Tonn.	18 T.
Federn *)	828 Vog.	92 V.
Felle	298 Kipper **)	$33\frac{1}{9}$ K.
Butter	83 Tonnen	$9\frac{2}{9}$ T.

Nach

*) Hierunter waren auch reine und unreine Eiderdaunen. Ihre Ausfuhr scheint sich aber vermindert zu haben. Denn Jonge der 1779 schrieb, versichert in seiner Chorographisk Beskrivelse over Kongeringet Norge, Faröe, Island og Grönland, daß diese Inseln 12 bis 1400 Liespfund Eiderdaunen lieferten, von dieser Waare also mehr ausgeführt wurde, als selbst aus Island, welches in eben diesem Zeitraum nur 120 Liespfunde nach Kopenhagen versenden konnte.

**) Ueber die Bedeutung des Wortes Kip habe ich

Nach dem Einkauf war der Werth dieser Waaren, und einiger geringern Artikel

1781	27,865 får. Gl.	7 1/4 Felle
1782	7,265 —	10 3/4 —
1783	25,968 —	13 —
1784	25,955 —	8 1/2 —
1785	23,879 —	3 —
1786	31,071 —	16 1/2 —
1787	31,151 —	6 1/4 —
1788	32,685 —	2 1/2 —
1789	34,473 —	2 1/4 —
	240,312 f. Gl.	14 Felle

Die jährliche Ausfuhr dieser Inseln betrug also 26,701 faröische Gl. 8 Felle, oder nach dänischem Gelde 22,251 Rthlr. 18 Schilling.

Die Waaren, welche dänische Schiffe dorthin überbringen, sind allerley Getränke, Salz, Hanf, Eisen, Bley, Pulver, Kalk, Mauersteine, Glas, eiserne Nägel, Wein, Brantwein, Specereyen, Kaffee, Thee, Toback, Leinwand, Balken, Bretter und Latten, Flintensteine, Catechismen, Gesangbücher ꝛc. So lange der Handel

ich, alles Nachsuchens unerachtet, keine Erklärung finden können. Es wird ein Provinzialausdruck der Insulaner seyn, das so viel als Decher, Stiege oder eine andere runde Zahl bedeuten mag. In Debes Beschreibung der Farder befindet sich dieses Wort nicht, sondern er berechnet unter den Ausfuhrwaaren, die Felle nach Bündeln zu 40 Stück.

del ausschließlich von Coppenhagen oder Bergen ausgeführt wurde, ward das Land nur kärglich mit den nothwendigsten Bedürfnissen versehen, weil man 2 Schiffe für hinlänglich achtete, die Einwohner mit dem, was sie brauchten, zu versorgen. Sie waren durch diese Einrichtung zuweilen der Hungersnoth ausgesetzt, weil ihnen überdem der Handel mit andern, als den dazu privilegirten Kaufleuten, verboten war. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts bestimmte man 3 Schiffe dahin, wovon das erste den 1sten April, das zweyte den 1sten May und das dritte den 1sten August absegeln und mit allen erforderlichen Waaren befrachtet seyn sollte. Vorzüglich muste das erste und letzte Schiff Korn und andere Lebensmittel geladen haben. Die Einwohner klagten dem ungeachtet, daß verschiedene allgemein nothwendige Artikel gar nicht oder nicht hinlänglich zu haben, und diese nur durch den Schleichhandel zu erlangen wären. In den neuern Zeiten sind alle Jahre gewöhnlich 8 Schiffe nach den Faröern abgegangen, und ihre Einfuhr ward auf 30,000 Rthlr. berechnet. Im Jahr 1787 wurden für 32,012 Rthlr. mit diesen Schiffen importirt.

Im Ganzen ist dieser Handel für das Mutterland vortheilhaft gewesen, und Dännemark hat dabey von 1749 bis 1780, in einer Zeit von 31 Jahren überhaupt 197,237 Rthlr. oder jähr=

jährlich im Durchschnitt 6302 Rthlr. gewonnen. Aber dieser Gewinnst war nicht alle Jahre gleich, und zuweilen fand sich statt desselben würklicher Schaden. Von 1749 bis 1755 gewann Dännemark zwar 60,000 Rthlr., aber 1756 war kein Ueberschuß vorhanden. Von 1757 bis 1771 stieg der ganze Handelsgewinn wieder auf 89,725 Rthlr., jedoch in den beyden folgenden Jahren ward wieder nichts gewonnen. Von 1774 bis 1780 brachte dieser Handel abermals 47,237 Rthlr. ein, in den folgenden hingegen war dabey ein ansehnlicher Verlust. Indessen war 1787 wieder ein Ueberschuß von 7856 Rthlr.

Die Faröer liegen zum Handel mit Schottland sehr bequem, und zu gewissen Zeiten hat dieser Theil von Großbrittannien von dorther viele Waaren erhalten, die hier sehr hoch impostirt waren, vorzüglich Thee, Wein, Brantewein ꝛc. Mit königlicher Erlaubniß ward daher 1766 ein dänisches Handelshaus privilegirt, eine Niederlassung zur Führung dieses Geschäfts in Friedrichswaag, in der Nachbarschaft von Thorshafen zu gründen, doch unter der Bedingung, mit den Einwohnern der Inseln kein Verkehr zu haben. Dahin kamen schottische Schiffe in Menge, sich mit diesen und andern Artikeln zu versehen. Während des amerikanischen Krieges, da diese Bedürfnisse in hohen Preisen stiegen, war der Handel am lebhaftesten. Doch

nach

nach dem Frieden, wie Pitt die Commutationsacte einführte, und mehrere fremde Artikel im Zoll herunter setzen ließ, nahm er gewaltig ab. Das vorher erwähnte Handelshaus überließ daher sein Privilegium einem andern, das 1792 zu Ende gegangen ist. Da die Vortheile desselben gegenwärtig nicht mehr so groß sind, so wird der Handel wohl künftig allgemein erlaubt seyn.

Schul- und Kirchenwesen.

Christian der Dritte hat hier schon eine lateinische Schule gestiftet, die sein Nachfolger, der Vierte dieses Namens, hernach verbesserte. Der Geistliche von Thorshafen ist der einzige Lehrer bey derselben, daher die Lehrlinge es nicht weit bringen können. Diejenigen, welche die Universität besuchen, geniessen in Coppenhagen vor andern Stipendien und andere Unterstützung.

Die Geistlichkeit besteht aus 7 Pfarrern, über die ein Probst die Aufsicht hat. Auf allen Inseln sind 39 Kirchen, meistens klein, von Holz aufgeführt, und mit Stroh gedeckt. Einige Pfarrer haben 7 Kirchen zu besorgen, und da die Wege gefährlich sind, auch der Geistliche sich wohl von einer Insel zur andern übersetzen lassen muß, so gehen oft 7 Wochen hin, ehe er einmal in allen Gottesdienst halten kann. Der Geistliche der Insel Storediemen kann des Sommers nur seine Filialen besorgen, und muß sich

auf seinen Reisen vom Seestrande mit einem Thau heraufziehen, und herunter lassen. Die vornehmsten Einkünfte der Geistlichen bestehen in einem vierten Theil des Zehnten, der von der Wolle, Butter, Korn und Fischen erhoben wird. Ihnen wird auch von ihren Pfarrkindern an den drey hohen Festtagen geopfert, welches freywillige Geschenk von jedem doch nicht über ein Fell beträgt. Sie besitzen überdem ein von allen Abgaben befreytes Bauergut, nebst einem andern ebenfalls freyen zur Pfarre gehörigen. Eines von diesen behält die Predigerwittwe nach dem Tode ihres Mannes. Die Söhne der Geistlichen können auch Pächter der königlichen Güter werden. Auch die Geistlichen selber, die bey ihren geringen Einkünften kaum bestehen können, übernehmen dergleichen Pachtungen.

Bis 1556 hatten diese Inseln ihren eigenen Bischof, der seinen Wohnsitz in Strömoe hatte. Wie der letzte Bischof, wegen Verheerung französischer Seeräuber die Inseln verlassen muste, ward die Geistlichkeit dem Bischof von Bergen untergeordnet. Wie aber hernach der Handel mit diesen Inseln von Coppenhagen aus betrieben wurde, ward der Bischof von Coppenhagen ihr Vorsteher, zu dessen Diöcese sie noch gehören.

II.

Alexander Dalrymples Nachricht von den Produkten und natürlichen Merkwürdigkeiten von Suluh und den benachbarten Inseln.

Suluh, Soloh, Jolo heißt eine nicht große Insel, die in der Mitte zwischen der Nordostküste von Borneo, und dem großen Lande Magindanao belegen ist. Sie liegt 6 Grad nördlicher Breite und 119 Grad östlicher Länge von London. Auf der etwa 22 Quadratmeilen großen Oberfläche wohnen über 60,000 Menschen, deren Oberhaupt den Titel Sultan führt. Weil die Sultane von Suluh alle die Inseln beherrschen, die zwischen den südlichen Philippinen, Magindanao und Borneo zerstreut sind, von denen einige gleiche Größe mit dem Hauptlande haben, so nennt man diese Inselgruppe den Archipelagus von Suluh. Die dortige Witterung, weil eben keine Gebirge die Regenwolken aufhalten, ist nicht so feucht, als auf den benachbarten größern Inseln, und nur die südwestlichen Winde bringen Regen.

Da das urbare Land für die Einwohner kaum hinreicht, so legen sie sich sehr auf den Ackerbau. Aber Reis gewinnen sie nicht so viel, als sie brauchen, weil der Regen selten zu rechter Zeit einfällt, diesen müssen sie von Magindanao holen, dagegen pflanzen sie viel Erdfrüchte und Wurzelwerk, wie süsse Kartoffeln, Yams 2c.

An tropischen Baumfrüchten ist hier großer Ueberfluß. Die Pomeranzen sind hier eben so gut, als die chinesischen. Durians, Mangos, und viele andere wachsen hier in Menge, nebst mehrern andern, die wegen der feuchten Witterung in Borneo nicht fortkommen. Weil die Einwohner viel Verkehr mit China haben, auch Chinesen unter ihnen wohnen, haben sie von ihnen das Pfropfen der Bäume erlernt, welches auf den großen Inseln nicht üblich ist. Man findet hier auch den Zimmtbaum, aber keine Gewürze

Von Landthieren sind hier sehr gute Pferde, wilde Elephanten, Hornvieh, wilde Schweine, aber keine Schaafe vorhanden. Die Einwohner sind, wie auf allen benachbarten Inseln, theils Eingebohrne, welche eine mit der von Magindanao verwandte Sprache reden, theils Abkömmlinge von den Malayen, daher diese Sprache unter den Vornehmen die gewöhnlichste ist. Sie handeln mit den Spaniern in Magindanao, auch mit Paßir auf Borneo, wo sie Sclaven verkaufen, die theils geraubte spanische Unterthanen von den Philippinen, theils Papuas oder Einwohner von Neuguinea sind.

Die Spanier hatten ehedem großes Verkehr mit den Einwohnern, und waren sogar Meister der Stadt Bowan auf Suluh, aber ihre Herrschaft hat längst aufgehört. Die Engländer ha-

ben

ben in unsern Tagen diese Gegenden näher erforscht, und die Herren Dalrymple und Forrest große Verdienste um ihre Bekanntmachung, während ihres kurzen Verkehrs mit den Einwohnern. Die Sultane von Suluh traten der Londner ostindischen Compagnie 1761 die zu ihrem Gebiet gehörige Insel Balambangam ab, an der nordöstlichen Spitze von Borneo gelegen. Sie nahm sie auch 1771 in Besitz, ihre Officianten wurden aber schon 1775 daraus vertrieben. Seitdem hat die Gesellschaft Balambangam völlig aufgegeben, wiewohl englische Privatkaufleute noch hieher, und den benachbarten Inseln zu schiffen pflegen.

Die Perlenfischereyen von Suluh übertreffen alle andern, sowohl in Rücksicht des großen Umfangs der Küsten, als auch der schönen Farbe der Perlen. Nur wenige Schriftsteller haben recht ausführlich und mit gehöriger Sachkenntniß von dem Perlenfang gehandelt. Was aber hier in der Folge gesagt wird, gründet sich auf eigne Bemerkungen oder auf sehr zuverläßige Nachrichten.

Ich werde, was ich darüber zu sagen habe, unter drey Hauptrubriken bringen. Diese sind: erstens die Austern, in denen die Perlen sich bilden; zweytens die Pangluluruk oder Taucher, welche sie auffinden; und endlich die Orte, an denen sie gefunden werden.

Die

Die Perlen sind ein so allgemein bekanntes Naturprodukt, daß eine Beschreibung derselben abgeschmackt seyn würde, und was ihre Entstehungsart anbetrift, so ist es schwer, dieser bis in den Tiefen des Meeres nachzuspühren; dem ungeachtet wollen wir die allgemeinsten Meynungen über diesen Punkt kurz anführen.

Die Araber geben vor, die Perlen entstünden aus einem Regentropfen, und dieser Meynung pflichtet der Sultan Allamodin von Suluh bey, und behauptet, zur Unterstützung derselben, daß die Austern, oder wie man sie dort nennt, die Tiepei kämen während des Regens auf der Oberfläche des Wassers. Die Taucher sagen, ehedem hätte sich dieses ereignet, jetzt aber nicht mehr, und dies ist eine hinlängliche Widerlegung der ganzen Fabel.

Ferner wird von andern geglaubt, die Perle sey eine Krankheit der Schaalenthiere. Diese Meynung ist eben so wenig bestätigt, als die arabische Hypothese, indem man häufig die Perlen blos in der Schaale, zuweilen ganz darin verborgen, auch sogar an den äußern Seiten findet. Eben so zweifelhaft ist die Vermuthung des Sultans, daß die Perlen für sich wachsen, und wenn sie die Schaale abwerfen, von den Thieren verschluckt werden.

Auch die dritte Meynung, als ob die Perlen nur abgesonderte Tropfen der Substanz wä-

ren, welche die Schaale bildet, läßt sich eben so wenig erweisen, indem die Schaalen und Perlen ganz verschieden von Ansehen, und letztere immer mangelhaft sind, sobald man sie mit der erstern verbunden findet.

Die wahrscheinlichste Vermuthung scheint die zu seyn, daß die Perlen ein vollkommnes Naturerzeugniß und keine blos zufällige Geburt der unvollkommnen Art sey.

Die Perlen haben in diesen Gewässern verschiedene Benennungen, von den Theilen der Austern, in denen man sie findet. Die in dem Schaalenthiere selbst gefunden werden, heißen Mutya Tack-Tack; diejenigen, welche in der Schaale eingeschloßen sind, ohne mit ihr zusammen zu hängen, heißen Mutya Libuhn; von dieser Gattung bekam der Sultan Badarodin, der Vater des jetzigen, einmal eine Schaale, welche in einer Hölung 12 Perlen enthielt, von denen verschiedene ziemlich groß und wolgestaltet waren, dies ist aber ein sehr seltner Fall. Die Benennung solcher Perlen, welche mit der Schaale zusammen hängen, ist mir nicht bekannt. Die Perlen, welche man in dem äußern Rand findet, sind gelblich, indem selbst die Muschel von der äußern braunen Schaale tingirt ist. Andre, die in dem Theil der Auster gefunden werden, welcher an der Schaale festsitzt, sind allemal sehr übelgestaltet. Die besten

Per-

Perlen findet man in dem weißen Theil der Auster, oder in dem obern Theil der Schaale, nahe bey dem Gelenke, wo die Oberfläche am ebensten, und von der reinsten Farbe ist. Die nemliche Bemerkung gilt von andern Theilen. Denn obgleich die Perlen in den Schaalenthieren gewöhnlich die besten sind, so stimmt doch der Grad der Vollkommenheit solcher Perlen, die in der Schaale gefunden werden, mit denen überein, die man in dem Thiere oder dessen fleischigten Theilen selbst antrift.

Die Schaalenthiere, in denen die Einwohner von Suluh die Perlen finden, sind von verschiedner Art, die vornehmsten aber sind die Tiepeis.

Die ächten Tiepeis sind von verschiedener Größe, doch haben sie selten weniger als 8 und nicht mehr als 12 Zoll im Durchschnitt. Die äußere Seite ist eine rauhe weiße Rinde, die gewöhnlich mit Coralgewächsen, Seepflanzen und Schaalenthieren inkrustirt ist; zuweilen hängen sie auch vermittelst eines grünen Bartes mit jungen Tiepeis zusammen. Das innere der Tiepeischaalen ist eine glatte glänzende Oberfläche, die in abwechselndem Lichte mit mannigfaltigen Farben schimmert. Die Chinesen bedienen sich ihrer nicht allein zu eingelegten Arbeiten, sondern sie machen auch Spielmarken, andere kleine Galanteriewaaren und Toilettenbüchsgen, wie auch fal=

falsche Perlen daraus. Dies ist ein ziemlich beträchtlicher Handelsartikel, so daß diese Fischerey, ohne Rücksicht auf die Perlen, schon ein wichtiger Gegenstand ist. Der äußere Rand der Schaalen ist von olivenbrauner Farbe, und beynahe durchgängig 2 Zoll breit, auch selbst bey den kleinen, die daher einen verhältnißmäßig viel breitern Rand als die großen haben. Dieser Rand ist dünn und zerbrechlich, so daß man ihn leicht abbrechen kann, wodurch das Gewicht der Schaalen sehr vermindert wird. Ihr nutzbarer Theil leidet nicht leicht von gewöhnlichen Zufällen, obgleich sie frisch gesammelt weit schwerer als in der Folge sind, wo sie trockener werden. Bald nachdem man sie aufgenommen hat, öfnen sich die Schaalen ein wenig, es hält aber schwer, sie von einander zu reißen, ohne die Auster zu beschädigen.

Man sagt, daß die Chinesen die äußere rauhe Schaale abschleifen, so daß die glatte Masse von allen Unreinigkeiten gesäubert, zum Vorschein kommt. Diese ist in Lagen geordnet, und von Natur äußerlich vollkommen polirt, sobald die Rinde weggenommen wird. Inwendig aber finden sich häufig kleine Auswüchse und Ungleichheiten.

Die Tiepeis enthalten die besten Perlen, man findet aber vielleicht unter tausend Schaalen nur eine, in der Perlen sind, obgleich in einer Schaale oft

oft mehrere beysammen liegen. Obgleich die Tiepeis seltener Perlen als andere Perlenaustern enthalten, so sind diese dennoch gewöhnlich weit größer. Eben daher sind in den Suluhfischereyen die größern Perlen weit häufiger, als die kleinen, weil man hier nur die Tiepeis fängt.

Sehr merkwürdig ist die große Mannigfaltigkeit der Perlen. Einige sind kohlschwarz, aber wenn sie eine beträchtliche Größe haben, von großer Seltenheit. Man findet zu Suluh auch eine Perle, die völlig das Ansehen einer Ingwerklaue hat, dabey sehr durchsichtig, aber etwas gelblich von Farbe ist. Andre gleichen dem Katzenauge, in dem spielenden Lichte, welches zuweilen in einer Spirallinie erscheint.

Hier kann man auch gelegentlich anmerken, daß die Einwohner von Suluh die Kunst besitzen, die Perlen merklich zu verbessern, obgleich man glaubt, dies sey zur wesentlichen Beschaffenheit der Perlen nicht möglich. Sie nehmen durch ein sehr einfaches Verfahren mit großer Leichtigkeit alle Unreinigkeit heraus.

Man findet gewöhnlich mehrere Tiepeis zusammen, welches vermuthlich daher entsteht, daß sie ihren Laich an einem Orte von sich lassen. Ueberhaupt ist die Entstehung der Schaalenthiere noch eines der Geheimnisse der Natur; doch nirgends könnte man ihm mit besserm Erfolg auf die Spur kommen, als in den Meeren

ren von Sukuh, wo so große Schaalenthiere gefunden werden.

Es ist merkwürdig, daß jede Tiepeischaale zwey kleine krebsartige Thiere enthält, die offenbar Männchen und Weibchen sind. Einige behaupten, man finde in einigen Schaalen vier Thiere, aber ich habe nie mehr als zwey gesehen, und die Taucher versicherten mir das nemliche. Das Weibchen ist etwa einen Zoll lang, und das Männchen etwas kleiner. Jedes hat zwey große Klauen, bey dem Weibchen sind diese ziemlich gleich, bey dem Männchen aber ist immer eine, bald die linke, bald die rechte, beträchtlich größer. Diese Krebse sind sehr schön, indem sie einen durchsichtigen Leib mit vielen rothen Flecken haben. Das Weibchen, welches am buntesten besprenkelt ist, hat auch weiße Flecken. Die Augen stehen am äußersten Ende, eines an jeder Seite, bey dem Weibchen sind sie perlfarbigt, bey dem Männchen durchsichtig. Beyde haben am Kopfe ein Büschel Hörner. Ungefähr um die Mitte ist der Leib zusammen gezogen, und nimmt unterwärts bey dem Weibchen beträchtlich im Unfang zu; bey dem Männchen aber nur wenig. Beyde haben einen Schwanz, wie gewöhnliche Krebse, bey dem Weibchen aber ist er kürzer und steht steif ab vom Leibe, hingegen bey dem Männchen geht derselbe allmählig herabwärts. Das Weibchen hat

inwendig im Leibe eine rothe Substanz, die oben etwas schwärzlich ist, von der Gestalt eines dreymal eingekerbten Blattes. Das Männchen hat einen kleinern irregulären schwarzen Fleck, der bald die Gestalt eines Kreuzes, bald eines Herzens hat. Unter dem Schwanz und Bauch hat das Weibchen viele Eyer, die, mit dem Vergrößerungsglase angesehen, Tiepeischaalen zu seyn schienen, auch waren einige rothe Flecke sichtbar, die vielleicht die Krebse seyn mögen.

Hieraus kann man mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß die verschiedenen Schaalenthiere auf den gewöhnlichen Wege der Fortpflanzung von diesen Krebsen entstehen, indem man in allen in diesen Gegenden bekannten Schaalengehäusen zwey dergleichen Krebse findet.

Außer den Tiepeis giebt es noch viele andere Muscheln hier, in denen Perlen liegen.

Tiepei Bato, diese findet man um Suluh herum, bey Balambangan, und einigen der benachbarten Inseln. Sie sind mehrentheils kleiner als die Tiepeis, und werden zwischen Felsen gefunden, daher ihre Benennung. Die Schaale hat einen bläulichen Schimmer und einen schwarzen Rand. Sie liefert vorzüglich schöne Perlen, es werden aber äußerst selten einige darin gefunden.

Capihs, dieses scheint die persische Perlenauster zu seyn. Sie unterscheiden sich wenig

von den Tiepeis, ausgenommen durch die Grösse, indem sie nur vier Zoll im Durchschnitt haben. Auch sind sie verhältnißmäßig tiefer, das heißt, nur die eine Schaale, denn die andre ist beynahe flach. Wenige sind ohne Perlen, in den meisten mehr als eine, aber gewöhnlich nur klein, jedoch vollkommen rund. Die Farbe dieser Perlen ist mehrentheils helle Feuerfarbe, nicht gelb, aber von einer lebendigen Durchsichtigkeit.

Unter einer Menge Perlen, welche einige Buggesen von Malludu, im Jahr 1764, nach Suluh brachten, befand sich eine Capihsperle, von vorzüglich schönem weissen Wasser, rund und ziemlich groß. Dergleichen sind aber sehr selten. Unter der nemlichen Anzahl waren mehr als 60 Feuerfarbne, vollkommen rund und sehr schön, und meistentheils von 1 bis 7½ Grän an Gewicht.

Einige schreiben die Farbe der Capihsperlen dem schlammigten Grunde, andre dem flachen Wasser zu. Wahrscheinlich aber ist es ihre eigenthümliche Beschaffenheit. Denn die Bewohner der Malludubay, wo sie sehr häufig sind, versicherten mich, sie würden gewöhnlich im Sande gefunden.

Die Capihs werden nicht in allen Suluhmeeren gefunden, wie die übrigen Perlenmuscheln, sondern vorzüglich in der Malludubay, und, wie man sagt, zu Ambong und in einigen

Ge=

Gegenden von Tiruhn. Zu Malludu werden die Capihs nicht wie die Tipeis zu Suluh von Tauchern heraufgehohlt, sondern zur Zeit der Ebbe von den Weibern, die sie, wie man sagt, mehr wegen der Fische als wegen der Perlen suchen. Man findet sie mehrentheils im Sande, der davon ganz angefüllt ist, und die hier gefundenen enthalten viele Perlen. Mehrentheils müssen sie darnach bis an den Gürtel oder auch bis an die Brust ins Wasser gehen, doch liegen sie auch bisweilen 6 Faden tief.

Die Siesiep werden gewöhnlich die Perlenaustern genannt; aus diesen verfertigt man die Fensterscheiben. Sie liefern zwar Perlen in Menge, aber von geringerer Güte. Man findet sie in allen diesen Meeren.

Die Bielongmuschel ist der Siesiep in der Form etwas ähnlich, sehr klein, von blasser Purpurfarbe, aber oft wie ein dünner Kuchen in einem zu heißen Backofen auseinander gezogen. Die jungen Muscheln sind sehr durchsichtig, und haben ein wunderschönes Ansehen wie feine, durchbrochne Arbeit. Die ältern aber haben äußerlich eine rauhe weißliche Schaale. Wahrscheinlich könnte man diese Muscheln auch mit gutem Erfolg bearbeiten. Die darin enthaltenen Thiere sind sehr schmackhaft, die Perlen aber klein, meistens schlecht gestaltet und von übler Farbe.

Bin-

Bincong ist eine flache Muschel von einer bläulichten Farbe. Man findet sie zwischen den Inseln Suluh, Balambangan u. s. w.

Siedap (Seedap) ist auch eine Art Muschel, von der Figur einer Streitaxt. Ihre Perlen sind eben so schön, als die in den Tiepeis, und kommen häufig vor. Die Schaale ist äußerlich schwärzlicht, wie unsre eßbaren Muscheln, und hat inwendig einen gelblichen Rand, wie die Tiepei.

Menengey oder Kima, welche die Chinesen Humba nennen, sind eine Art in allen indischen Meeren häufiger Schaalenthiere, und wahrscheinlich diejenigen, welche Dampier in seiner Reise nach Neuguinea beschreibt. Einige sind von einer außerordentlichen Größe. An der Westküste der Insel Sumatra soll man einige gefunden haben, die so groß waren, daß die beyden Schaalen an zweyhundert Maaß Wasser fassen konnten. Ich brachte ein Paar davon mit nach England, von denen jede 2 Fuß 8 Zoll im Durchmesser hatte. Einige Einwohner von Suluh behaupten, es gebe noch unendlich größere, vorzüglich eine von ungeheurem Umfange im Meere, nahe bey dem westlichen Theil von Tavitavi. Es ist dort freylich etwas, was einige Aehnlichkeit mit einer Menengeymuschel hat, die außerordentliche Größe desselben aber läßt mich vermuthen, daß es ein Fels ist, der zufäl-

lig

lig eine solche Gestalt hat. Eigentlich haben diese Muscheln nie mehr als vier Fuß im Durchschnitt.

Sie sind bogigt oder ausgezackt, die inwendige Seite ist von einer schönen milchweißen Farbe und treflich polirt. Außerhalb aber ist die Schaale rauh und uneben. Die Muschel liegt nicht flach auf dem Grunde, sondern steht auf der scharfen Ecke. Der Fisch oder das Thier hat eine besondere Gestalt, indem die Lippen, welche bisweilen braun, bisweilen grün sind, voller Augen zu seyn scheinen. Die Chinesen eßen ihn gern, und er hat den Vorzug, daß er sich lange getrocknet erhält. Sie sind sehr häufig in vielen Gegenden des Suluhdistricts, vorzüglich bey den Inseln an der nördlichen Spitze von Borneo. Die Eingebohrnen brennen Kalk aus den Schaalen, den sie mit ihren Betel kauen; er ist aber sehr hitzig und wird daher für schlechter gehalten, als der, den man aus Corallengewächsen bereitet. Die großen Muscheln enthalten gewöhnlich Perlen, aber von sehr verschiedenem Werth. Die schönste, die ich je von dieser Art gesehn habe, gehörte den Lord Pigot, und wog 8 Richtpfennig und 17 Grän *). Ihre Länge

war

*) Hier wie S. 61. ist englisches Juwelengewicht zu verstehen. Nach diesem wird eine Unze oder der 16te Theil des Pfundes in 20 Richtpfennig (Pennyweigths), der Richtpfennig wieder in 24 Grän vertheilt.

war $\frac{42}{50}$ eines Zolls, und im Durchschnitt hielt sie $\frac{38}{50}$ eben dieses Maaßes.

Lord Pigot ließ eine Manangcyperle in der Mitte durchschneiden, die sehr trübe und in der That äußerlich ganz undurchsichtig war. Inwendig aber fand man ein sogenanntes Katzenauge, von der Größe einer Erbse. Es ist auch wahrscheinlich, daß dies bey vielen der Fall ist.

Es hält sehr schwer, die Benennungen der verschiedenen Schaalenthiere in diesen Gegenden zu bestimmen, indem selten zwey Personen darin übereinkommen. Die Tiepei, Tiepei Bato, Capihs und Manangcy sind jedermann bekannt. Die Namen der andern sind aber weniger entschieden. Ich will daher, aller Sorgfalt, die ich angewandt habe, unerachtet, nicht ihre Richtigkeit verbürgen.

Es ist beynahe unmöglich, die Entstehung der Perlen zu erklären. In den Gegenden von Suluh findet man sie in vielen Körpern, außer den oben angeführten Schaalenthieren. Ich weiß nicht, ob man diesen Umstand der Beschaffenheit des Wassers, der Luft oder sonst etwas zuschreiben soll, denn man hat mich versichert, außer den Verhärtungen in Schaalenthieren gäbe es wenigstens noch 20 Arten Perlen in andern Körpern. Man findet dergleichen in vegetabilischen Substanzen, unter denen die Perle vorzüglich schön ist, welche in der Betelnuß ge-

funden wird. Vor allem aber soll der Tilla-Tilla, ein Seevogel, eine Perle liefern, die alle übrigen übertrift, und wunderschön gemahlt ist.

Außer den eigentlichen Perlen rechnet man folgende Verhärtungen, die in andern ganz verschiednen Köpern gefunden werden mit dazu:

im Gamat, eine Art Seeschnecke oder Becha de Mar.

Kaitan, oder Hayfisch.

Tilla Tilla, ein Seevogel.

Bonbon, der Schaum des Meeres.

Sannam dieses bedeudet die Ameisenperle, und scheint eine mineralische Substanz zu seyn.

Bato, ein Stein.

Ulan, die Regenperle.

Cahoe, die Holzperle.

Canders, die Jesminperle.

Boonga, die Betelnußperle.

Bua, die Kokosnußperle.

Die meisten Taucher sind Sclaven des Sultans. Sie erwerben sich aber die Freyheit, wenn sie eine sehr große Perle für ihre Herren finden, denen sie auch alle andern abliefern müssen, die mehr als vier Chuchuk wiegen oder ein Pfennigsgewicht. Ehedem war das bestimmte Gewicht 6 bis 8. Die Herren haben aber das Privilegium der Taucher geschmälert. Doch nehmen sie selten die Perlen an, die ihnen gebracht

bracht werden, ohne einige Entschädigung dafür zu geben. Alle Perlen unter diesem Gewicht gehören demjenigen, der sie findet.

Jedermann, der eine Perle von denjenigen kauft, welche die Vasallen ihren Herrn schuldig sind, muß, sobald es entdeckt wird, die Perle abliefern, und büßt das dafür gegebne Geld ein. Dies ist eine Quelle unsäglicher Streitigkeiten. Um diese Rechte ihrer Herren zu eludiren, pflegen die Taucher oft die äußere Seite der Perle abzuschleifen, bis sie von der gehörigen Größe sind.

Die besten Taucher sind die von Parang Mymbum und Siekubum.

Die Taucher bedienen sich keines Kunstgriffes, um sich den Aufenthalt unter dem Wasser zu erleichtern, außer daß sie den Athem in den hohlen Händen einziehen. Aber auch dies thun die geübten Taucher nicht, welche gewöhnlich 7 bis 8, auch 12 bis 15 Klaftern tief gehen. Einige wenige können sich 20 Klafter tief untertauchen, dies ist aber für den Perlenfang eine zu große Tiefe. Sie gehen hinab auf den Grund, indem sie anfangs stürzen, und nachher weit ausstreichen, so daß sie in 3 bis 4 Schlägen aus den Augen sind. Sie kommen gewöhnlich weit von dem Orte herauf, wo sie sich hinunter lassen. Dies ist aber blos zufällig, und hängt von der Richtung ab, in der sie unten fortge-

 hen,

hen, von ihrem Glück im Muschelfinden, und von der Zeit, die sie unten zubringen. Mehrentheils bleiben sie ein bis 2 Minuten, auch bey warmen Sonnenschein etwas länger. Es lebt dort noch jetzt ein alter Mann, Namens Bantara, welcher den Hauptmast eines großen chinesischen Fahrzeuges unter dem Wasser abhieb, obgleich nicht bey einem einzigenmal untertauchen. Die Zeit, die er unter dem Wasser zubrächte, beschrieb er mir gerade lang genug, um Chokolade zu kochen. Auch hält man ihn für den besten Taucher.

Der erste Versuch bringt hier, wie aller Orten, die nemlichen Wirkungen hervor, nemlich eine Entzündung der Augen. Bey einigen geht diese in der Folge vorüber, andre aber behalten sie beständig. Viele Taucher werden auch von den Fischen verzehrt, vornehmlich von Hayfischen oder Seeteufeln, die hier sehr häufig sind, wenn die Witterung still ist. Es ist schwer, diese Ungeheuer zu beschreiben, von denen einige die Größe eines kleinen Fahrzeugs haben, und sehr oft in diesen Meeren gesehen werden. Man sagt, die Nacht sey die bequemste Zeit zum Tauchen, weil das leuchtende Ansehen des Meeres, die Fische wegscheucht, aber unglücklicher Weise können die Taucher alsdenn nicht sehen. Die malaischen Taucher öfnen ihre Muscheln nie, bis sie ihr Tagewerk vollendet haben, weil sie den

Aber-

Aberglauben hegen, daß die Tiepei, sobald sie wissen, daß ihre Cameraden getödtet sind, sich verbergen werden.

Einige Perlenfischer bedienen sich zum Fischen eines Werkzeuges, welches sie Palit nennen. Andre haben auch Geräthschaften, um die Muscheln vom Grunde loszureissen. Die meisten aber bedienen sich dazu blos ihrer Hände.

Ein Boot mit 2 bis 3 Mann kann in einem Tage 40 bis 50 Austern fangen, zuweilen wohl 100, oft aber auch viel weniger oder gar keine. Bey ganz ruhigem Wetter gelingt der Fang am besten, weil sie alsdenn die Austern im Sande sehen können, ehe sie untertauchen. Zu andern Zeiten aber oder in tiefen Wasser müssen sie sich sehr auf den Zufall verlassen.

Es giebt zwey eigentliche Jahreszeiten zum Perlenfang. Drey Monate nach Endigung der südwestlichen und vier Monate nach Endigung der nordöstlichen Winde. Diese Jahrszeiten sind einiger Abänderung unterworfen, nachdem die Passatwinde früher oder später aufhören. Gewöhnlich aber dauert die erste Jahreszeit von der Mitte des Septembers bis in die Mitte des Decembers, und die letztere fällt in den Februar, März, April, May. Zu Tavitawi aber und dergleichen Orte, wo es viele Untiefen giebt, kann man das ganze Jahr hindurch fischen, außer wenn die Strömungen sehr stark gehen. Dieser

ser Umstand wie auch der Mangel am Wasser und die Entfernung von Suluh machen, daß die Sandbank von Pilas beynahe unbrauchbar ist.

Die Perlenbänke scheinen unerschöpflich zu seyn, weil sie sich beynahe über das ganze Gebiet von Suluh erstrecken, welches von Sangbay bis Tavitavie mit geringen Unterbrechungen einen Strich von 150 englischen Meilen in der Länge und an mehrern Orten von 75 Meilen Breite ausmacht. Doch sind auch einige dieser Bänke viel zu tief zum fischen, ungeachtet aller Geschicklichkeit der Taucher. Man findet die Tiepeiaustern auch zu Maratua, 200 Meilen südwärts von Tavitavie, imgleichen zu Balabac 200 Meilen westwärts, und an mehreren dazwischen gelegenen Orten. Aus Mangel an Tauchern aber bleiben sie unerforscht.

Es giebt einige Stellen, wo in den Austern sehr selten Perlen, und andre, wo sie häufiger gefunden werden, wie zum Beyspiel zu Teomabal. Doch scheint diese Vermuthung nicht völlig gegründet zu seyn, und nur von der größern oder geringern Menge von Austern überhaupt, an einem oder dem andern Orte herzurühren. Doch leidet das auch Ausnahmen. Denn zu Teomabal, wo die Perlenaustern sehr häufig sind, bekam der jetzige Sultan bey einem Fang von 1540 Austern nicht eines Thalerswerth an Perlen. Vielleicht giebt es in tiefem Wasser mehr

Per-

Perlen, im Verhältnißmit den Muscheln, dann sind aber auch die Schwierigkeiten beym Fang desto größer. In allen Meeren von Suluh giebt es keinen Ort, den man mit Pilas und den Inseln um Sangbay vergleichen könnte. Hier ist das Wasser mehrentheils nicht mehr als 7 bis 8 Klaftern tief, und die Austern sind so groß, daß einige über einen Fuß im Durchschnitt halten.

Ehedem betrachtete man die Perlenbänke als Familieneigenthum. Seit der Einführung des mohamedanischen Glaubens wird dafür gehalten, man könne sich über das Meer nicht ein solches Eigenthumsrecht anmaßen, und seitdem hat jedermann, sogar Fremde, die Erlaubniß, auf dem Perlenfang auszugehen.

Die eßbaren Vogelnester werden nirgends in größerer Menge und Vortreflichkeit gefunden, als in einigen Distrikten von Suluh. Man hat über ihre Entstehung sehr verschiedene Meynungen. Einige behaupten sehr zuversichtlich, man habe bemerkt, daß die Vögel an der Küste von Cochin China eine gewisse Gattung Wasserschlangen, die dort sehr häufig ist, gefangen haben, und aus diesen sollen sie ihre Nester bereiten. Ich habe zwar die Nester auf dieser Küste gesehen, und sogar mit den zerbrochnen Eyerschaalen darin, nie aber sahe ich dort diese Schlangen, obgleich ich mich vom Anfang des Junius bis zu Ende des Augusts 1760 an dieser Küste aufhielt.

Ei-

Einige geben vor, diese Nester würden aus einer vegetabilischen Substanz bereitet, welches wahrscheinlich der Agalagal ist, dessen in der Folge Erwähnung geschehen wird *).

Die Vögel, welche die Nester verfertigen, sind eine Art Schwalben, aber kleiner als unsre gewöhnlichen. Es giebt deren drey Arten, mit weissen, rothen und schwarzen Brüsten, und diese theilen ihren Nestern die Farbe ihrer Federn mit.

In dem Distrikt von Tiruhn, an der östlichen Küste von Borneo, findet man mehrentheils weiße; rothe auf den Inseln an der Mittelküste von Borneo, und schwarze im ganzen Gebiet von Suluh. Die letztern Nester sind sehr mit Federn vermischt, übrigens aber von den weissen in nichts verschieden. Die rothen haben auch, wo sie frey von Federn sind, einen röthlichen Schein. Wenn die Nester nicht jährlich weggenommen werden, so bedienen sich die Vögel ihrer von neuen, wodurch sie ihre schöne Weisse und Sauberkeit verliehren.

Die Vögel bauen ihre Nester hauptsächlich in unterirdischen Hölen, denen zuweilen schwer beyzukommen ist. Vorzüglich auf Maglumba, einer

*) Eben dasselbe hat Hooymann im dritten Bande der Schriften der batavischen Gesellschaft gezeigt, oder daß die sehr kleinen Vögel ihre Nester aus dem genossenen Futter verfertigen.

einer kleinen felsigten Insel gegen Südwesten von Suluh. Die Leute, die hier Nester suchen, müssen unter das Wasser tauchen, um in die Höle zu kommen, die oben, an der Spitze des Felsens, eine Oefnung hat. Sie ist aber für einen Menschen zu klein, um dort hinein zu kommen.

Die Nester, welche auf dem festen Lande, oder auf einer großen Insel, wie Borneo, gebaut werden, schätzen die Chinesen, die vornehmsten Kenner dieser Leckerey, höher, als die von den kleinern Inseln. Ueberhaupt, je weißer sie sind, desto größer ist ihr Werth. Diejenigen aus dem Suluhgebiete von Borneo sind indessen nicht so weiß, als die, welche in den Colamianes gefunden werden, und werden doch um ein Viertheil höher geschätzt. Diesen Vorzug schreiben einige dem Umstand zu, daß die erstern besser im Kochen aufquellen, andere sagen, die Nester aus kleinen Inseln hätten einen salzigen Beygeschmack.

Die Nester haben eine ganz besondere Gestalt. An der Seite, wo sie an den Felsen fest sitzen, sind sie platt, die äußere Seite aber ist beynahe ein vollkommner Halbzirkel, welcher sich aufwärts krümmt, und eine Vertiefung für die Eyer bildet. Die Nester bestehen aus einer leimartigen sehr leichten Substanz, die an den äußern Seiten aus regemäßigen Fäden besteht. Inwendig aber ist es ein irreguläres Flechtwerk,

wel-

welches einige Aehnlichkeit mit dem innern der Knochen hat, indem die verschiedenen Fasern von sehr ungleicher Dicke sind. Die Seite dicht am Felsen ist gewöhnlich schmutzig und feucht, die äußere aber getrocknet, sehr zerbrechlich und spröde.

Agal-Agal ist ein Seegewächs. Es giebt deren verschiedene Arten, die sich alle in Wasser auflösen lassen, und eine gallertartige Substanz, wie Gummi, bilden. Die Chinesen bedienen sich dessen zum steifen ihrer Seidenzeuge und Papiere, und versichern, es wäre jedem andern Leim vorzuziehen, indem die Würmer nie hinein kämen. Wahrscheinlich würde es daher bey unsern Buchbinden und andren Arbeiten sehr brauchbar seyn. Die Chinesen essen auch diese Masse und halten viel davon. Auch verfertigen sie mit Hülfe derselben eine ganz besondere Art Laternen, die aus netzartig geknüpftem Zwirn mit diesem Gummi überstrichen, bestehen. Sie sind sehr leicht und ausnehmend durchsichtig.

Die Corallgewächse von Suluh sind sehr mannichfaltig, und man behauptet sogar, es gebe in diesen Meeren vollkommne Corallenstauden. Ich habe auch Stengel von schwarzen Corallen gesehen, die 12 Fuß lang waren, die Eingebohrnen sprechen aber von weit größern, so soll es an der Nordwestseite von Borneo, auch an der Nordseite eben dieser Insel Bäume von 20 bis

30 Fuß hoch mit vielen großen Zweigen geben, welches, wenn diese Angabe der Wahrheit gemäß ist, sehenswürdige Seltenheiten seyn müssen. Ich selbst besitze den Griff eines Dolches oder Criß von schwarzen Corall, welches volle $1\frac{1}{4}$ Zoll breit ist.

Zu Suluh wächst eine merkwürdige Pflanze, welche auch in Bassilan und Tavitavi gebaut wird, ich selbst habe sie nie wachsen sehen, man beschreibt sie aber als einen kleinen Strauch; sie heißt Tubli, und hat, vermittelst eines milchartigen Saftes die Eigenschaft, die Fische zu betäuben. Wenn man sich ihrer bedient, sind es kleine schwarze Ruthen Bündel, an beyden Enden geklopft, welche unter dem Wasser in die Corallfelsen und Hölungen gesteckt werden. Die Wirkungen sind in stehenden Gewässern am sichtbarsten, doch verfehlen sie ihres Einflusses auch in der offenen See nicht, indem die Fische sogleich betäubt und beynahe leblos auf der Oberfläche des Wassers schwimmen. Die wilde Pflanze hat weniger Kraft als die cultivirte in Bassilan und Tavitavi. Die Wirkung ist auch, nach Verschiedenheit des Orts, nicht allemal gleich. In tiefen Wasser zum Beyspiel, oder wo eine ungehemmte Strömung ist, bemerkt man, daß die Fische ihr Gleichgewicht verliehren, ohne jedoch auf die Oberfläche des Wassers zu kommen. Die Fische nehmen nicht den geringsten widri-

widrigen Geschmack oder schädliche Eigenschaften, von dieser Art sie zu fangen, an.

Ein anderes merkwürdiges Produkt dieser Gegenden ist der sogenannte Tinduhk. Dies ist eine Art Pisang, welcher seine Benennung von der Aehnlichkeit der Frucht mit einem Büffelshorn hat. Es ist bekannt, daß der Stamm des Pisangs aus Rinden oder Hülsen besteht, deren Bestandtheile seine Fasern von der Länge des Baums, durch eine breyartige Substanz verbunden sind. Diese Fäserchen ziehen die Eingebohrnen heraus, sortiren sie nach ihrer Feinheit, und verfertigen daraus ein feines battistähnliches Gewebe. Es ist überaus kühl zu tragen, aber immer von bräunlicher Farbe. Die Weiber verfertigen dieses Zeug auf einem äußerst einfachen Weberstuhl von einigen wenigen Stöcken, und befestigen dabey das Gewebe um ihren Leib.

Ein vorzüglich wichtiges vegetabilisches Produkt des Suluhgebietes, obgleich man es auch anderwärts findet, ist der bekannte Sago. Dies ist das Mark eines Baumes, den man beynahe in allen östlichen Inseln findet. Man ziehet es aus mehrern Palmarten. Den besten aber erhält man von dem eigentlich sogenannten Sagobaum. Die Blätter haben viel Aehnlichkeit mit denen von Cokospalmen, nur daß sie kürzer und steifer sind, weshalb der ganze Baum,

der auch ohnehin kleiner ist, nicht das leichte zierliche Ansehen der Cokospalmen hat. Nirgends findet man den Sagobaum in größerer Menge und von größerer Vortreflichkeit, als an der Küste von Tiruhn (Tiroon), an der östlichen Küste von Borneo, wo das ganze Land bis dicht an der See mit diesen Bäumen bedeckt ist. Die Eingebohrnen haben kein Getraide, und nähren sich einzig von diesen Bäumen, deren Abgang sie sogleich sorgfältig durch Anpflanzung neuer ersetzen. Wenn der Baum umgehauen und gespalten ist, so wird das Mark geklopft, bis sich die faserichte Substanz des Baumes davon absondert, und dann wird es mit Wasser durch ein Tuch gesiebt. Die Substanz, welche sich hierauf am Boden setzt, ist weiß und etwas klebricht, etwa wie feuchter Haarpuder, und in diesem Zustande wird sie gewöhnlich von den Eingebohrnen gegessen. Der Sago hält sich aber nicht lange so, und daher rösten sie ihn in Pfannen über dem Feuer, wodurch er körnigt wird. Der Sago von Tiruhn ist sehr kleinkörnigt, und der von der nordwestlichen Küste von Borneo hingegen besteht aus sehr großen Körnern *).

Unter

*) Forrest beschreibt in seiner Reise nach Neuguinea S. 39 den Sagobaum etwas genauer. Die Einwohner nennen ihn Libby, und er erreicht in sieben Jahren seine Größe. Das sehr

Unter den verschiedenen Gattungen der Palmbäume, welche Sago liefern, muß ich vorzüglich die Tuack, Gumatty, Cabo Negro oder schwarzköpfigte Palme erwähnen, welche nicht allein Sago, sondern auch eine Substanz liefert, aus der man vortrefliche Taue verfertigt. Diese Substanz ist wenigen bekannt, die nicht durch die Meerenge von Malakka gekommen sind, und noch wenigere wissen die Art, wie sie bereitet wird.

Die Cabo Negropalme gleicht der Kokospalme, in der Gestalt des Stammes und der Blätter, nur das letztere eine dunkle, todte grüne Farbe haben. Das Ansehen des Baumes selbst ist noch weit verschiedener, denn obgleich er, wie alle andern Palmarten, nur oben Blätter treibt, und so, wie er weiter wächst, die untersten verliert, so hat er doch das eigne, daß von dem untern Theil oder Stengel der Blätter, aus dem die Rinde aller Palmbäume besteht, noch

sehr harte Holz ist 2 Zoll dick, und ein Baum giebt von 200 bis 400 Pfunde Sagomehl. Man kann es einige Zeit in Körben, die man in süssen Wasser stellt, frisch erhalten. Sonst wird das Mehl in besondern Oefen in Kuchen verbacken, die sich viele Jahre halten. Unser Sago wird aus nassem Mehl gemacht, das man durch ein Sieb in einen heißen eisernen Topf fallen läßt, wodurch die Körner entstehen, welche halb gebacken sind.

noch von beyden Seiten eine Art schwarzer Haare hervorsprossen, welche eigentlich nichts anders, als die feinsten Fasern sind, aus denen die Stengel und Gerippe der Blätter sich bilden. Diese Fasern wickeln die verdorrten Blätter um den Baum, so daß der Stamm ein sonderbares Ansehn durch die rauhe schwarze Hülle erhält, die ihn umschließt.

Wenn man die Blätter vom Baume genommen hat, sondert man die Fasern von ihnen ab, und klopft diese, um sie vom Schmutz zu reinigen, worauf sie einige Tage in der Sonne gebreitet, und alsdann die gröbern Fasern, die zu Stricken untauglich sind, ausgelesen werden.

Diese Fasern, oder wie man sie dort nennt, Gumatty, sind Rabenschwarz und ausnehmend stark und fest. Sie haben viel Aehnlichkeit mit den faserichten Gewebe, welches die Cokosnuß umschließt, welches in Indien Coir genannt wird, nur sind sie länger und feiner, als die Fasern des Coir. Die feinsten Haare geben die besten Taue, die nicht zu fest geflochten seyn dürfen.

Die gröste Vortreflichkeit dieser Substanz zu Tauwerk ist ihre Leichtigkeit und Schnellkraft. Zwar haben sie diese Eigenschaft mit dem Coir gemein, dieser ist aber sehr zur Fäulniß geneigt, dahingegen der Gumatty durch nichts leicht Schaden leidet, wodurch man auf die Vermuthung gerathen ist, der Schmutz gebe seiner Festigkeit Nahrung. Taue aus dieser Substanz verfer-

tiget,

tiget, sind trocken so leicht, daß sie auf der Oberfläche des Wassers schwimmen. Dabey haben sie eine große Federkraft, welches sowohl für die Taue als für das Schiff ein großer Vortheil ist. Die Chinesen haben auch eine Art Gumatty, der sich nur durch seine Farbe unterscheidet, indem er braun ist. Die Taue daraus sind sehr gut, und halten, wie ich aus der Erfahrung weiß, drey Hänfene aus.

Der Anibon, oder wie ihn die Seefahrer nennen, die Kohlpalme, scheint zwischen den Wendezirkeln beynahe allgemein zu seyn. Dieser Baum hat einige Aehnlichkeit mit dem Cocosbaum, in Ansehung seiner Blätter, die aber nicht völlig so groß und grün, als die der Cocospalme sind. Der Stamm des Baumes ist weit kleiner, als bey jener, und verhältnißmäßig weit höher. Sie wachsen selten einzeln, sondern mehrentheils in Klumpen von 10 bis 12 beysammen, und am häufigsten an feuchten Orten. Das Holz ist ausnehmend hart, sogar so, daß man es kaum mit der Axt zerhauen kann. Man braucht es zu Latten beym Häuserbauen, und es soll 40 bis 50 Jahre dauern. Wenn das Holz trocken ist, legt man es 4 Wochen lang in Salzwasser, um es gegen die Würmer zu verwahren. Das Innere des Stammes ist, wie bey allen Palmarten, eine weiche, schwammige Substanz, mit harten Fasern vermischt. Der Anibon wächst wie der

Be=

Betel oder Arekabaum in lauter Ringen, an der Außenseite, die allmählig von der Wurzel nach oben zu kleiner werden. Zwischen diesen Ringen ist der Baum mit spitzigen Stacheln von einer schwarzen hornartigen Substanz bedeckt, von denen einige 3 bis 4 Zoll lang sind, und die nach oben zu kürzer werden. Zehn bis zwölf Fuß oberhalb der Wurzel, bis nach oben hin giebt es wenig Stacheln. Oben wachsen die Blätter, die am untern Ende hart und stachelicht sind. Die Frucht wächst in 2 Büscheln unterhalb den Blättern. An dem einen sind Beeren von der Größe einer schwarzen Kirsche, die äußerlich eine grüne Hülse haben, welche, bey völliger Reife, schwarz werden. Das Innere gleicht vollkommen der Arekanuß von Ansehen und Geschmack. Das andere Büschel ist außerordentlich klein. Ob diese Früchte von verschiedenen Geschlechtern sind, muß der Naturforscher bestimmen. Die untersten Blätter fallen ab, wie bey allen andern Palmen, und machen es, wegen der Stacheln, sehr beschwerlich, unter diesen Bäumen zu gehen.

Der Rattan hat in Absicht der Blätter mehr Aehnlichkeit mit dem Anibon als dem Cokosbaum. Oben treibt er 2 lange ganz mit Stacheln besetzte Hörner hervor. Der Rattan ist die Wurzel, und die Blätter mit dem Stamm, welcher rauh und stachelicht ist, schlingen sich um den nächsten Baum, und von diesem zu einem

andern, bald hinauf bald hinunter, eine große Strecke weit.

Außer mehrern Arten der Nepenthe, giebt es hier noch viele vegetabilische Quellen, wie man sie nennen möchte. Eine derselben eine Art Rohr oder Rattan, ist so dick, wie eines Menschen Arm. Man nennt sie Tungal, ein Stück von der Länge eines Klafters, giebt einen Becher eines sehr hellen, reinen und geschmacklosen Wassers.

Eine andere Art ist eine Schlingpflanze, stärker als eines Manns Bein, und hat eine rauhe mit tiefen Einschnitten versehene Rinde. Das Wasser, so sie enthält, ist etwas klebricht, aber übrigens klar und gut. Man muß die Pflanze oberwärts abschneiden, sonst zieht sich das Wasser zurück. Man findet dieses Gewächs häufig in den südlichen Häfen von Balambangan; die Blätter sind pikant, und werden bey verschiedenen Speisen gebraucht. Auch auf den höchsten Hügeln und Bergen trift man diese Pflanze mit den obersten Zweigen der Bäume verflochten, und von oben herabhängend. Die in trocknen Gegenden enthalten wenig Wasser, die in feuchten aber weit mehr.

III.

Des
Schoutbynacht J. S. Stavorinus
Bemerkungen
über
die Insel Java
und
ihre Bewohner.

Die Insel Java, eine von den grösten in Ostindien, liegt zwischen dem 6ten und 9ten Grad südlicher Breite, und dem 120. und 131sten Grad östlicher Länge von Teneriffa an gerechnet. Ihre ganze Länge beträgt 165 Meilen. Von Süden und Westen her bespühlt sie die große Südsee. Nordwesten liegt ihr die Insel Sumatra, gegen Norden Borneo, Nordosten die Insel Celebes, und östlich die Insel Bali. Letztere wird durch eine enge Straße von Java geschieden, welche bey den Seefahrern die Straße Bali heißt. Der Arm der See, welcher Sumatra und Java von einander trennt, ist unter dem Namen der Straße Sunda bekannt. Ihre Länge an der Seite von Java wird bis an die Spitze von Bantam auf 20 deutsche Meilen, an der Seite von Sumatra aber auf 15 Meilen gerechnet. Ungefähr anderthalb Meilen von der javanischen Küste liegt das Prinzeneiland in der Mündung der Straße. Es ist nicht groß, hat etwa vier Meilen im Umkreise, und wird von Javanen bewohnt, die blos vom Fischfange leben.

Durch

Durch die Lage dieser Insel, die jedoch von Sumatra weiter als von Java entfernt ist, müssen die Schiffe, die nach Batavia bestimmt sind, entweder den südlichen oder den nördlichen Eingang wählen. Der erste heißt die gute Passage, und sie wird gewöhnlich von den ankommenden Schiffen gesucht, die bey dem Südostmusson bald durchkommen, wenigstens an den Küsten von Java guten Ankergrund finden.

Die andere Durchfahrt, das große Gat genannt, kann man auch im Südostmusson durchschiffen, doch nur mit vieler Mühe, und beständigem Streben gegen widrige Winde und Stürme. Daher ist es nicht ungewöhnlich, daß in der angeführten Jahreszeit Schiffe 5 bis 6 Wochen in derselben zubringen müssen, die sie im Westwasser in eben so viel Stunden zurücklegen. Dies erfuhr das Compagnieschiff Luxemburg 1768. Es seegelte von Punto Gale in Ceylon nach Batavia, kam den 24sten Julius in der Straße an, und erreichte Java erst den 21sten November. Dagegen ein anderes Schiff, das mit diesem zugleich Ceylon verlassen hatte, drey Monate eher auf der batavischen Rhede anlangte.

Die niederländische Compagnie eignet sich die Herrschaft über die Sundastraße zu. Alle fremde Schiffer müssen ihre Fahrzeuge salutiren, sie kann allen Fremden die Durchfahrt hindern,

wie-

wiewohl sie davon keinen Gebrauch macht. Die Rhede von Batavia kann man mit Recht für die beste in der Welt halten, sowohl wegen des guten Ankergrundes, als der Sicherheit für die dort liegenden Schiffe. Sie liegt zwar den Nordwest und Ostwinden offen, allein sie wird durch verschiedene kleine Inseln gedeckt, welche die Gewalt des Meeres brechen, und die Strömungen verhindern.

Die Insel Java wird in 5 Provinzen eingetheilt, die der holländischen Compagnie entweder ganz oder zum Theil unterworfen sind. Die erste und westlichste ist das Königreich Bantam. Es wird von einem eigenen König regiert, der alle Gewalt über seine Unterthanen ausübt, doch der Gesellschaft zinsbar ist, und seinen Nachfolger nicht ernennen darf, sondern diesen wählt die Regierung von Batavia, aus den Prinzen seines Hauses. Er muß der Compagnie jährlich 100 Bahar oder 37500 Pf. Pfeffer für den Schutz unentgeltlich liefern. Ueberdem dürfen seine Unterthanen keiner andern Nation ihren Pfeffer und andere Produkte, als den Holländern, verkaufen. Diese Verpflichtung haben nicht nur seine Unterthanen auf Java, sondern alle übrigen, die ihn auf Sumatra und Borneo, als Oberhaupt erkennen. Damit sie nun keinen Schleichhandel treiben, haben die Holländer in seinem Gebiet verschiedene befestigte Han-

Handelslogen angelegt, nemlich bey Bantam Speelwick, auf Sumatra, Lampon, Tulan Bauwang, und Banjermassing auf Borneo. Die Provinz Bantam ist schlecht bevölkert, und man schätzt ihre Einwohner nicht über 30,000 Seelen.

Die Hauptstadt Bantam liegt 13 Meilen von Batavia, an einer sehr sichern fischreichen Bucht. Der Weg zu Lande dahin ist wegen der dazwischen liegenden Waldungen und Sümfe sehr gefährlich und ungesund, daher haben beyde Städte nur zu Wasser Verkehr mit einander, und man kann bey günstigen Winden mit den leichten indischen Fahrzeugen, Vliegers genannt, in 4 Stunden von einer Stadt zur andern kommen.

Die Stadt Bantam liegt an einem Fluß, der aus den Gebürgen entspringt, und sich in die Bucht verliert. Er ist sehr seicht und bey niedrigem Wasser kann man ihn nicht einmal mit einer Chaloupe paßiren. Bantam bedeckt eine ziemlich große Fläche, hinter welcher die hohen Gebürge anfangen, welche sich weit gegen Süden ausdehnen. Ihre Größe kann ich nicht bestimmen, weil ich sie nicht nach allen Seiten durchgegangen bin. Indessen ist es ein Ort von beträchtlicher Größe, ich bin oft mitten durch die Stadt stundenlang gegangen, ohne das Ende erreichen zu können. Mauren und Festungswerke, die nach Angabe einiger Reisenden, sie von der Seeseite umgeben sollen, habe ich

ich nicht gesehen, außer bey dem Fort Diamant, worin der König sich aufhält. Man kömmt in die Stadt, ohne es zu wissen, und glaubt eher in einem Wald von Kokosbäumen, als in einer königlichen Residenz zu seyn. Die Häuser oder vielmehr die Hütten sind von Rohr zusammen verflochten, mit Leim beschmiert, und mit Blättern gedeckt, stehen ohne alle Ordnung nicht strassenweise, sondern hier und dort zerstreut. Um diese sind Kokosbäume gepflanzt, und jede Wohnung ist von der andern durch einen Zaun abgesondert.

Eine Viertelstunde von der Stadt nach dem Gebürge zu, liegt ein großes offenes Feld, die Pascebahn genannt. Hier erlustigt sich der Königt nebst seinen Großen mit Pferderennen, die dabey sehr zierlich geputzt sind. Doch müssen bey diesen Wettrennen der König oder seine Söhne allemal gewinnen.

In der Mitte dieser Ebene steht ein großer in Indien sehr häufiger Baum, den man gewöhnlich Banianbaum, hier aber Weringa heißt. Er verbreitet seine Zweige überall umher, und giebt in der Hitze sehr kühlenden Schatten. Unter denselben sieht man ein Grab mit einem großen blauen Sarg, worin einer von den alten Königen von Bantam ruhet, dessen Andenken bey den Einwohnern für heilig gehalten wird. An der andern Seite des Baums steht ein Gebäude

bäude auf Pfeilern, 12 Fuß über die Erde, mit ordentlichen Dachziegeln gedeckt. Es ist ganz viereckt und an allen Seiten offen. Hier werden die königlichen Prinzen beschnitten, bey welcher Gelegenheit dasselbe mit kostbaren Zeugen und Tapeten behangen ist.

An der Nordseite der Ebene ist eine Moschee erbauet, von viereckter Gestalt, und mit einer hohen Mauer umgeben. Sie hat 5 Dächer über einander, wovon die obersten immer kleiner werden, das unterste aber springt ziemlich weit über die Mauren des Tempels hervor. Dicht bey demselben steht ein kleiner aber hoher Thurm zu gleichem Gebrauche, wie die Minarets der Türken bestimmt, um die Zeit zum Gebet öffentlich anzuzeigen. Kein Christ oder Heide darf bey Todesstrafe die Moschee betreten. Mir sagte man, daß inwendig wenig zu sehen wäre, außer einige Bänke und eine Kanzel, auf welcher der König zuweilen den Gottesdienst verrichtet.

Der königliche Pallast an der Westseite der Pascebahn ist innerhalb einer Festung oder dem Fort Diamant erbauet. Er besteht aus einem länglichen Viereck, 840 Fuß lang und eben so breit. Das Fort hat vier Bolwerke und verschiedene an den Seiten aus laufende halbe Monde. Ich zählte auf diesen Werken 66 meist alte Kanonen, die meisten waren metallene, einige

mit

mit dem portugiesischen Wapen versehen, doch nur die allerwenigsten brauchbar. Die Zündlöcher, die ich untersuchte, waren so erweitert, daß man bequem eine obere Theetasse herunterlassen konnte. Einige andere Kanonen waren englische und 4 oder 5 in Java gegossen. Diese hatten starke eiserne Ringe um die Mündung und den Lauf, auch bey der Pulverkammer, um das Zerspringen zu verhindern. Die Mauren der Festung sind von hartem Stein, 15 Ellen hoch aufgeführt. Der König muß dasselbe in Stand halten, auch was zur Artillerie gehört, anschaffen. Seine Vorfahren haben es durch einen Holländer erbauen lassen, der wegen einiger Vergehen die Dienste der Compagnie verließ, zu dem König von Bantam überging und Mahomets Lehre annahm.

Die niederländische Gesellschaft hält hier eine Besatzung, aus einem Capitain, drey Subalternen und 130 Mann bestehend, den Nahmen nach, um den König gegen alle feindliche Anschläge zu schützen, in der That aber, um sich der Person des Königs zu versichern. Niemand von seinen Unterthanen oder von seiner Familie darf ohne Kenntniß des Capitains zu ihm kommen, dem die Wache am Thor von dergleichen Besuchen benachrichtigen muß. Auch darf kein Javaner oder Bantammer im Fort übernachten.

Man geht auf einer Zugbrücke über den Graben, der das Kastel umgiebt, aber an vielen Stellen ganz ausgetrocknet ist. An der rechten Seite vor dem Thore zeigt sich ein großes Gebäude an drey Seiten offen, worin der Erbprinz gekrönt wird. An der andern Seite stehen des Königs Ställe und Wagenremisen. Darin befinden sich verschiedene Kutschen von antiken Geschmack, welche die Compagnie dem Könige verehrt hat.

Hierauf kommt das Thor des Kastells, worin 24 Mann Holländer nebst einem Officier Wache halten. Nahe daran zeigt sich das Palais, welches auf Malaisch Dalm genannt wird, und so viel als das Innerste bedeutet. Es ist sehr unregelmäßig gebauet, und besteht aus vielen einzelnen Wohnungen, die das ganze Innere des Forts einnehmen. Aus der Mitte derselben erhebt sich ein hohes viereckten Gebäude von Backsteinen aufgeführt, das man auf drey Meilen in der Ferne erblickt. Die Mauren des königlichen Serails sind höher als die Wälle der Festung, um zu verhindern, daß jemand herein sehe. Dieser Vorsorge ungeachtet, hat es doch Liebhaber gegeben, die sie zu ersteigen wagten, wiewohl mit Verlust ihres Lebens.

Des Königs erwachsene Söhne wohnen abgesondert von ihrem Vater, haben auch ihren eigenen Harem. Alle Bedienten des Königs sind

weib=

weiblichen Geschlechts, sogar besteht seine Leibwache, innerhalb dem Fort Diamant, aus Weibern. Seine eigentliche javanische muß vor dem Thore bleiben. Erstere sind außer den Crissen an der Seite, mit langen Piken bewafnet, wovon das Eisen sehr lang und breit ist. Außer der Festung begleitet den König aber seine holländische und seine männliche bantamsche Leibwache.

Fort Spelwyk ist eine andere Festung, welche die Compagnie, während des bürgerlichen Krieges zwischen dem König von Bantam und seinem Prinzen, erbauen ließ. Sie liegt eine halbe Stunde von der Mündung des vorher erwähnten Flusses, und macht ein Viereck aus, welches auf den Ecken durch verschiedene Bastionen verstärkt ist. Sie ist mit 48 Kanonen bepflanzt, und wird von drey Seiten mit einem nicht sehr breiten und tiefen Graben umgeben, der sein Wasser aus dem Flusse erhält. Wälle und Mauren sind von einer harten Steinart 14 Fuß hoch aufgeführt, aber an einigen Stellen etwas verfallen. Im Innern der Festung stehen verschiedene zum Theil ansehnliche Gebäude, wie das Haus des Commandanten, wovon ein Zimmer zur Kirche dient, die Packhäuser und die Kasernen für die Besatzung. Das Thor ist an der Seite des Flusses, und von demselben geht eine ziemlich lange Strasse, worin die Bedienten

der Gesellschaft, welche im Fort keinen Raum haben, auch einige Chinesen wohnen. Die Besatzung ist von gleicher Stärke, wie im Fort Diamant, aber meistentheils siech und krank, weil hier das Clima noch ungesunder als in Batavia ist.

Den Oberbefehl führt hier ein Oberkaufmann, mit dem Titel Commandeur. Er hat auch die Handelsgeschäfte oder den Ankauf des Pfeffers und baumwollenen Garns zu besorgen. Er steht unmittelbar unter der Regierung von Batavia, von der er beynahe täglich Befehle erhält, oder dahin Berichte abstattet. Denn Bantam ist blos ein zu Batavia gehöriger Außenposten, im Gegensatz der entfernten holländischen Niederlassungen, die vom Rath von Indien Befehle erhalten. Doch ist den Commandeur in Bantam ein Rath von zwey Personen zur Seite gesetzt. Wenn er in Amtsgeschäften ausgeht, begleitet ihn eine Wache von einem Unterofficier und 12 Mann. Sein Titel ist achtbarer Herr Commandeur, und die von ihm abhangen, nähern sich ihm mit großer Ehrfurcht.

Zu seinem Gebiete gehören auch die Residenzen auf der südlichen Küste von Sumatra, wohin die Gesellschaft nur Buchhalter nebst einigen Soldaten schickt, um den Schleichhandel mit Pfeffer zu verhindern. Drey Jahre vor meiner Ankunft ward der Buchhalter einer die-

ser

ser Residenzien, oder der von Tulan Bauwang zu Batavia enthauptet. Er hatte einen von den bantamschen Großen, der hier im Nahmen des Königs den Befehl führte, mit kaltem Blute todtschießen lassen. Der Generalgouverneur suchte zwar den Thäter durchzuhelfen, oder ihm wenigstens das Leben zu erhalten, allein der König that dagegen so nachdrückliche Vorstellungen, daß das Todesurtheil vollzogen werden muste.

Im Reiche Bantam selber hat die Compagnie noch zwey andere kleine Posten mit zwey Mann besetzt. Diese sind Anjerre und Seritte. Diese müssen nur Acht auf die ankommenden Schiffe geben, auch ihre Nahmen und woher sie kommen, nach Spelwyk berichten. Während der Zeit, daß mir aus den Packhäusern des Königs der Pfeffer ausgeliefert wurde, wovon ich 1,128,840 Pfunde, außer 3000 Pfund weissen Pfeffer nach Batavia überbrachte, wandelte ich in der umliegenden Gegend umher, besuchte die Marktplätze und was meinen Augen sonst auffiel. Unter andern einen Ort, anderthalb Meilen von Bantam, Grobbesack genannt. Hier fand ich ein altes vierecktes aber sehr verfallenes Gebäude, dessen Ruinen wohl 5 bis 6 Morgen Land einnahmen. Es war rund um mit einem 300 Fuß weiten Graben umgeben, auch konnte man die Ueberbleibsel einer ehemaligen

Brücke wahrnehmen. Gegenwärtig wagt sich niemand auf diese Insel, deren Gebäude wahrscheinlich portugiesischen Ursprungs sind, aus Furcht vor den Kaimans oder Krokodillen. Wir sahen aber keine. Die Bantammer glauben, hier könne Niemand wegen der bösen Geister wohnen.

An einem andern Tage ging ich mit einigen Gefährten zum Grabe eines angesehenen mohammedanischen Geistlichen, von der Stadt über 2 Stunden, auf einem ziemlich hohen Berge belegen. In der Nachbarschaft wird des Sonnabends ein Markt oder Passar von Lebensmittel, Kattungarn und allerley andern Waaren gehalten. Auf dem Berge, der nach dem heiligen Bunong Santrie genannt wird, liegt das Grab von Mauersteinen, einen Fuß hoch, aufgeführt. Zum Kopfe und den Füßen standen zwey runde, drey Fuß hohe Pfeiler, welche die Javanen zur Ehre des Heiligen mit Stückchen weissen Kattun umwinden. Das Ganze wird von einer weissen niedrigen Mauer umgeben. Sie verehren diesen heiligen Platz mit großer Andacht, und würden nicht zulassen, daß ihn jemand beschädigte oder in der Nähe desselben natürliche Bedürfnisse verrichtete. Sie glauben auch, daß wenn irgend ein Geschöpf dergleichen bey dem Grabe wagen sollte, es alsobald todt zur Erde sinken würde. Ihre Legenden erzählen, daß dieser Heilige oft

vor den Augen gläubiger Mahommetaner, trocknen Fußes übers Meer gegangen sey, und viele Tage und Nächte, ohne Essen und Trinken zugebracht habe.

Kurz nach meiner Ankunft in Bantam ward der Commandeur nebst mir und meiner Gesellschaft von dem König eingeladen, und zu unserm Mahl war der 17te May bestimmt. An diesem Tage erschienen drey Hofleute des Königs, zierlich gekleidet, um den Commandeur Reinouts und die übrigen Gäste aus Spelwyk abzuholen. Unsere ganze Besatzung paradirte in zwey Gliedern, bis wir zum Thor hinaus waren. Dort fanden wir drey von des Königs Karossen, mit europäischen Kutschern in seiner Liverey, gelb mit rothen Blumen. In die erste wurden von den abgeordneten Hofleuten unsere Frauenzimmer genöthigt. In der zweyten saß der Commandeur und der Herr von Tets, Oberkaufmann von Batavia, von seiner Leibwache von 12 Grenadieren begleitet, und vor derselben liefen etwa 10 Mann von der männlichen Garde des Königs. In der dritten Kutsche folgte die übrige Gesellschaft.

In dieser Ordnung fuhren wir über die Pascebahn bis zur Zugbrücke des Forts Diamant. Hier stand bis dicht am Thor der Festung des Sultans Leibwache, in zwey Reihen. Sie waren insgesammt am Oberleibe nackt, und hat-

ten nach unten zu ein Stück blau oder schwärzlichen Kattun um den Leib geschlungen. Alle führten halbe Piken.

Unterdeß wir durchs Thor giengen, wurden Gomgoms oder indische Trommeln gerührt, auch ließen sich andere Instrumente hören. Am Thore fanden wir den Sultan, der den Commandeur und den Herrn von Tets bey der Hand nahm, denen wir übrigen folgten. Innerhalb des Thores stand die holländische Wache ins Gewehr, auch am Eingange des Palais zwey Trompeter in der Liverey des Königs.

Der Eingang zu seiner Residenz ist wie ein gewölbtes Thor gebauet. Ehedem war es vielleicht mit Kalk beworfen, aber gegenwärtig hatte dieser Durchgang ein schmutziges verfallenes Ansehen, und schien eher in ein Gefängniß, als in einen königlichen Pallast zu führen. Hierauf kamen wir in einen großen Saal, etwa 60 Fuß lang und halb so breit. Die Wände waren geweist, sahen aber sehr schmutzig aus. Der Fußboden war mit viereckten rothen Steinen gepflastert. An der Nordseite gaben drey Fenster dem Zimmer Erleuchtung, auch standen noch zwey große Thüren offen, um sowohl Licht als frische Luft herein zu lassen. Durch beyde konnte man die innern Gebäude des Pallastes sehen, die im Aeußerlichen nicht besser, als der vorhergedachte Eingang schienen. Die Thüre, worin wir herein-

eintraten, war am untern Ende des Saals, gerade gegen über war eine andre, durch welche man Gemeinschaft mit den übrigen Zimmern hatte. An der letzten stand ein Ruhebette, mit gelben Atlas behangen, und noch ein anderes mit Thüren auf chinesische Weise lacquirt. Nicht weit davon sahe man einen länglicht viereckten Tisch, mit einer gelben roth geblümten Decke. Darauf standen drey große silberne Schüsseln, mit Siriblättern, Arekanuß und andern Ingredienzen zum Betelkauen angefüllt. An der Wand standen zwey marmorne Tische, und neben diesen ordentliche europäische Stühle von Nußbaumholz.

Am untern Ende des Saals lag eine große Decke, aus gespaltenem Rohr gemacht. Darauf huckten des Königs Hofleute, auch sein erster Minister nieder, sobald wir uns gesetzt hatten. Der König setzte sich zuerst am obern Ende des Tisches, auf einem hohen Stuhl. Neben ihm saß linker Hand der Commandeur und die übrigen Herren von unserer Gesellschaft. An der rechten Seite des Sultans saß die erste Königin, die Mutter von dem Kronprinzen, darauf folgte die Frau von Tets, ferner die zweyte Königin, nebst einer andern Dame in unserer Gesellschaft. Endlich die dritte und vierte Königin, und zwischen ihnen wieder einige von uns.

Die beyden ersten Königinnen schienen etwas ältlich zu seyn, doch waren die beyden letzten jünger, und, ungeachtet ihrer braunen Farbe, nicht häßlich. Unter den Sclavinnen befanden sich einige, die weisser und schöner, als die Königinnen aussahen. Ihre Kleidung war nicht prächtig, und bestand in feinen zitzsenen langen Kleidern, die bis auf die Füße herunter hiengen.

Ihre Haare waren pechschwarz, glatt herauf gestrichen, und in einer Art von Wulst, welche man dorten Condé nennt, zusammen geschlungen, aber mit Gold und Juwelen reichlich verziert. Sie saßen, eben so wie wir, auf Stühlen, ungeachtet dieses gegen die Landesgewohnheit ist, nach welcher sie nicht anders als mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen sitzen. Sie waren sehr gesprächig mit unsern Frauenzimmer, und redeten mit ihnen malaisch, vergaßen aber auch das Betelkauen nicht, worin die unsrigen ihnen fleißig Gesellschaft leisteten. Der König, den wir immer Touang Sultan, Herr Sultan, anredeten, schien 45 bis 50 Jahre alt zu seyn. Seine Farbe war Kastanienbraun, von freundlichem Blick und Anstande. Er trug einen kleinen Bart, und seine schwarzen Haare waren etwas lockigt. Seine Größe war die gewöhnliche, und er im Ganzen genommen, eher mager als stark. Er war mit einem langen mit Gold durch=

durchwirkten Rock bekleidet, welche in Suratte gemacht werden und Sussies heißen. Die Ermeln, welche über den Ellbogen weit waren, verengten sich nach der Hand zu, und wurden hier mit einer Reihe kleiner goldenen Knöpfe zugeknöpft. Unter diesen bis auf die Füße herunter hängenden Rock trug er ein weisses Hemde, seine Hosen waren von demselben Zeuge, als der Rock, und gingen ihm bis an die Knöchel. Er trug weisse Strümpfe und türkische Schuhe, deren Spitzen oberwärts gekrümmt waren. Sein Haupt war mit einer runden spitz zulaufenden Mütze bedeckt, welche reich mit silbernen Tressen verziert war Hinter seinem Stuhl stand einer seiner weiblichen Gardisten, die von Zeit zu Zeit einander abwechselten. Sie hielt seinen goldenen Cris oder Dolch in einer goldenen Scheide in die Höhe. Diesen nahm er ihr ab, wie er uns beym Weggehen begleitete. An beyden Seiten seines Stuhls saßen zwey Sclavinnen auf der Erde. Die eine hielte seine große goldenen Tobaks- und Beteldosen, die andere einen goldenen Spucknapf, welche seiner Majestät zuweilen mit einem seidenen Tuch umwunden, zugereicht wurden.

Sobald wir uns niedergelassen hatten, wurden Pfeifen und Tobak herum gegeben, wobey der Commandeur und der Sultan im Malaischen ein Gespräch anfingen, dazu ward der

Pangarang oder erste Minister herbey gerufen, der am untern Ende des Saals an der Spitze der übrigen Großen und Hofleute huckte. Dieser kroch auf dem königlichen Ruf gebückt heran, bis zum Stuhl des Sultans, ließ sich hier auf dem Fußboden nieder, und beantwortete die Fragen gemeiniglich mit Jngi oder Ja. Da ich aber vom Malaischen äußerst wenig verstand, so hatte ich bey dieser Unterredung die größte Langeweile. Ungefähr um halb zwölf Uhr ward der Tisch mit einem weissen baumwollenen Tuch bedeckt, welcher in der grösten Geschwindigkeit mit einer Menge kleiner Schüsseln besetzt war, voll mancherley Landesgerichten, vornemlich Fischen und Hünern, mit Zucker, Eßig oder Tamarinden angerichtet. Vor dem Sultan ward über das Tischtuch eine viereckte Serviette von rothem Tuch gebreitet, worauf man die für ihn zubereiteten Speisen stellte, und er aß mit gutem Appetit. Jch konnte von den vor mir stehenden Gerichten wenig genießen, und aß Wohlstandshalber, etwas Fisch in Zucker eingelegt. Der Commandeur hatte auch einige Flaschen Wein und Bier mitgebracht, wovon wir Europäer über Tafel tranken, denn vom Sultan war dergleichen nicht zu erwarten.

Bey dem Essen stieß der Sultan verschiedenemale gewaltig auf, und seine Gäste folgten ihm getreulich. Mir fiel dieses laute Aufstoßen außer-

außerordentlich auf, bis man mir erklärte, dies wäre die Hofetikette, um anzudeuten, die Gerichte wären gut und schmackhaft gewesen, welches dem Wirth ungemein vergnügte.

Hierauf wurden drey große Schüsseln mit Zucker und verschiedenen Kuchen aufgetragen. Diese waren besser nach meinem Geschmack, aber der Sultan und seine Gemahlinnen schienen sich wenig daraus zu machen. Den Edeln und Hofleuten, die unten im Saal saßen, wurden einige große Porcellaine Schüsseln mit gekochtem Reis und Fischen zugetragen, auch verschiedene von unserer Tafel genommene Gerichte, welche sie schnell verzehrten, unter beständigen Aufstoßen, daß der ganze Saal davon erscholl. Etwas entfernt saß von diesen der zweyte Sohn des Königs, ein Prinz von etwa 18 Jahren, von gutem Ansehen, und wie man mir sagte, von mehreren Verstande, als sein älterer Bruder, der Kronprinz. Diesem brachte man ebenfalls zu essen, er ward aber dabey von einer eigenen Sclavin besonders bedient.

Etwa um zwey Uhr ward die Tafel aufgehoben, und wir nahmen vom Könige Abschied, der uns auf die nemliche Weise, als wir gekommen waren, nebst seinem Prinzen bis ans Thor der Festung, unter beständiger Musik von Trompeten und Gomgoms begleitete. Wir fuhren hierauf in seinen Karossen wieder nach Spelwick.

Nach zwey Tagen erhielten wir die Nachricht, der Sultan würde in seiner priesterlichen Kleidung nach der Moschee fahren, um den Gottesdienst zu verrichten. Wir setzten uns also zu Pferde, um ihn in die Kutsche steigen zu sehn. Ungefähr um halb ein Uhr trat er aus seinen Palais, mit einem langen weissen Talar bekleidet, der in der Mitte durch einen Gürtel befestigt war. Sein Kopfputz bestand aus einem weissen Turban, und an den Füßen hatte er Pantoffeln mit Gold bordirt. So wie er in die Kutsche stieg, traten seine beyden Prinzen in gleichem Gewande an die hintersten Räder, und stemmten ihre Schultern an die Achsen, als ob sie die Karosse aufheben wollten, bis das sie wegfuhr. Vor derselben ward sein Reitpferd prächtig aufgeputzt geführt. Hinter dem Wagen folgte der Kronprinz, unter einem prächtigen Sonnenschirm, und drey andere, unter denen aber Niemand ging, wurden hinter ihm hergetragen. Ihm folgte der erste Minister, doch ohne Sonnenschirm, nebst dem zweyten Prinzen und vielen andern Großen, nebst einer Menge Sclavinnen, die bald des Königs Beteldose, bald den goldenen Spucknapf, bald Crissen oder andere Geräthschaften trugen. Sobald des Königs Kutsche fortfuhr, ward von der Festung durch einen Kanonenschuß ein Zeichen gegeben, um das auf der Pascebahn in Menge versammlete Volk

von

von der Ankunft des Königs zu benachrichtigen. Seine javanische Leibwache stand bis an den Tempel in zwey Reihen, aber mit dem Gesicht auswärts gekehrt. Nach Verlauf einer halben Stunde kehrte er wieder zurück, dabey ihn seine Garde, die zum Theil mit Flinten bewafnet waren, mit vier Salven salutirten, die mit einem Kanonenschuß vom Forte beantwortet wurden.

Ich habe vorher vergessen anzuführen, warum der Kronprinz bey unserm letzten Tractemente nicht gegenwärtig war. Er hatte damals eine Lustreise nach den benachbarten Inseln unternommen, um sich mit Fischen zu vergnügen. Wir sahen ihn den andern Tag nebst seinem Gefolge, in 28 schön aufgeputzten Fahrzeugen zurückkehren. Dasjenige, worin seine Gemahlinnen saßen, war dicht umzogen, so daß man vom Innern nichts sehen konnte.

Das zweyte Reich auf der Insel Java ist Jacatra. Es dehnt sich gegen Westen bis nach Bantam, und gegen Osten bis Cheribon aus. Jacatra war ehedem ein eigenes Königreich, aber 1619 muste sich der letzte König der Compagnie unterwerfen. Seitdem besitzt sie dieses Land mit aller Hoheit, und es wird von den Generalgouverneur von Batavia, und dem Rath von Indien regiert.

Vor dieser Veränderung war Jacatra die Hauptstadt, seitdem ist es aber Batavia geworden, das dicht bey jenem Orte erbauet ward. Die ganze Provinz wird in verschiedene Landstriche vertheilt. Den von Batavia, der von der Seeküste bis ans hohe Gebürge geht, die jacatraischen Oberlande, welche sich zum Theil gegen Süden bis ans Meer ausdehnen, und die Preanger Lande.

Das dritte Reich heißt Cheribon, und wird von drey Fürsten regiert, die jeder unabhängig in ihrem Gebiete herrschen. Sie sind aber Bundsgenossen der Compagnie, und müssen ihr alle Produkte verkaufen, daher sie auch die Seeplätze besetzt hat. Ihre Hauptfestung ist das Fort Bescherming. Die Fürsten können auch nicht leicht etwas gegen die jetzigen Oberherren von Java versuchen, weil ihre Länder theils von Jacatra, theils von dem Gebiet des Kaysers von Java umgeben sind, der auch ein Vasall der Holländer ist. Wird daher einer von diesen Fürsten unruhig, so pflegt sie ihn wohl abzusetzen, und einen andern an seiner Stelle anzuordnen. Dies geschah unter andern 1769. Damals ward einer dieser Fürsten abgesetzt, und nach Fort Victoria in Amboina verbannt. Doch muste sein Nachfolger ihm jährlich eine bestimmte Summe für seinen Unterhalt auszahlen.

Die

Die vierte Provinz auf dieser Insel, wozu auch das benachbarte Eiland Madura gehört, heißt Javas Ostküste, oder das Reich des Susuhonans oder Kaysers von Java. Sie wird von zwey Fürsten regiert, dem sogenannten Kayser, der sich in Surecarta aufhält, und den Sultan, einen Prinzen von des ersten Familie. Die Länder am Strande gehören der Compagnie eigenthümlich. Sie hat hier eine hübsch gebaute Stadt, Namens Samarang, anlegen lassen, wo der Gouverneur wohnt, mit regulären Straßen und zierlichen Häusern, nur sind die Straßen mit Kanälen durchzogen, wodurch der Ort aber äußerst ungesund geworden ist, weil die Canäle bey der Mittagshitze unleidlichen Gestank verbreiten. In der Vorstadt wohnen viel Javanen, Chinesen und Bugginesen oder Einwohner von Macassar, und der Hafen ist beständig mit indischen Fahrzeugen angefüllt. In dem Gebiete des Kaysers hält die Gesellschaft verschiedene Posten besetzt, wie Onarang, Salatiga, Bujolalu rc. Seine Residenz heißt Surecarta. Hier haben die Holländer eine starke Festung, die wohl 1000 Mann fassen kann, aber nur mit 500 Mann besetzt ist. Der Kayser lebt von den Holländern beobachtet, auf die nemliche Art, wie der König von Bantam, hat eine holländische, javanische und weibliche Leibgarde, und erscheint öffentlich mit noch mehr orienta-

lischem Prunk, als der erste. Der Sultan hält sich zu Djocjocarta, 12 Stunden von der königlichen Residenz, auf, und wird hier ebenfalls von holländischen Soldaten bewacht.

Die große Insel Java liegt, wie bereits gesagt worden, südwärts des Aequators, also in einer Gegend, welche man vor Alters unbewohnbar zu seyn glaubte. Die Hitze würde hier auch unerträglich seyn, weil die Einwohner die Sonne zweymal im Jahr gerade über ihren Scheitel haben, und ihre Strahlen fast immer senkrecht fallen, wenn nicht die abwechselnden Land- und Seewinde die Luft erfrischten. Die Sonne geht nur mit dem Unterschiede einiger Minuten um 6 Uhr Morgens auf, und des Abends um eben diese Zeit unter, daher kühlen die langen Nächte die Luft so sehr ab, daß man die Morgenstunden, etwa 2 Stunden vor Sonnenaufgang eher kalt als warm nennen kann.

In den heissen Tagen, vom Julius bis November, steigt, nach meinen Beobachtungen, in Batavia das Thermometer nie höher als vom 84. bis 90sten Grad, nach Fahrenheit, einen Tag ausgenommen, an welchem es bis 92 Gr. gestiegen war. In der grösten Kälte pflegte es niemals weiter als bis 76 Grad zu fallen. Das Thermometer hing in freyer Luft, vor Sonnenstrahlen und deren Brechung beschützt. Das Barometer leidet noch weniger Veränderung, und bleibt

bleibt gewöhnlich auf 29 Gr. 10′ stehen, wie mir der Prediger Mohr versicherte, der damit täglich Beobachtungen anstellte.

Diese Wärme vermindert sich noch mehr, so bald man in der Nähe der südlichen Gebürge ist. Glaubwürdige Personen haben mich versichert, daß auf dem Landhause des Generalgouverneurs Buitenzorg, 16 Stunden von Batavia, am Fuß des blauen Berges, die Kälte des Morgens so stark und schneidend ist, daß man nicht nur dicke Kleider anziehen muß, sondern auch sich damit kaum erwärmen kann.

Die Land- und Seewinde wehen ohne Abänderung alle Tage. Der Seewind stellt sich des Vormittags zwischen 11 und 12 Uhr ein, und ist gewöhnlich in der Ostmousson Ostnordost oder Norden; in der Westmousson aber streicht er Nordwest und etwas weiter. Nachmittags bis gegen Abend wird er etwas stärker, vermindert sich hierauf, und legt sich gegen 8 bis 9 Uhr. Der Landwind fängt um Mitternacht, auch wohl etwas früher an, und bleibt bis 2 Stunden nach Sonnenaufgang, so daß er ungefähr um die Zeit aufhört, wenn der Seewind anfängt.

Das Jahr wird in zwey Hälften getheilt, die eine heißt Ostmousson oder die trockne Zeit, und die andere Westmousson oder die Regenzeit. Mousson stammt vom Malaischen her, in wel-

cher Sprache die Jahreszeit oder Saison durch Mussim benannt wird.

Der Ost oder gute Mousson fängt mit dem April oder Maymonat an, und hört gegen Anfang des Octobers auf. Alsdenn wehen die Winde 4 bis 5 Meilen von der Küste, und in dem ganzen indischen Ocean, südwärts der Linie aus Südosten oder Ostsüdost. In dieser Zeit ist die Witterung trocken und angenehm, auch die Luft heller.

Der West oder böse Mousson nimmt gewöhnlich in den letzten Tagen des Novembers seinen Anfang, und weht häufig mit großer Heftigkeit von Regenschauern begleitet. Die Witterung wird ungesund, und in dieser Zeit sterben die mehresten Menschen. Seine Zeit dauert bis Ende März oder Anfang Aprils. Merkwürdig ist, daß wenn 9 bis 10 Grad südwärts der Linie die westlichen Winde wehen, in dem entgegengesetzten nördlichen Abstand der Linie, die ostlichen Winde regieren. Wenn aber dort die Winde westlich sind, so hat man südwärts der Linie beständigen Ostwind.

Donnerwetter finden sich in Batavia fast alle Abend, gegen Ende des Moussons, ein, doch selten richten sie Schaden an. Während meines Aufenthalts auf der Insel Onrust, traf der Bliz im August 1769 einen Pulverthurm, deckte das

ganze

ganze Dach ab, that aber weiter keinen Schaden, weil kein Pulver im Thurm war.

Große schifbare Flüsse finden sich in Java nicht. Verschiedene kleine Ströme entspringen freylich auf den Gebürgen, und ergießen sich auf der Ostküste ins Meer. Aber ihre Mündungen sind meist versandet daher sie auch für kleine Gefäße nicht einmal fahrbar sind. Das Wasser steigt und fällt an der Küste von Batavia 6 Fuß, ausser bey Springfluthen, wo die Fluthen höher steigen. Ebbe und Fluth wechseln auch hier nur einmal in 24 Stunden ab.

Seit 30 Jahren sind die Produkte von Java für die Compagnie von großer Wichtigkeit, am meisten, seitdem man den Kaffeebau angefangen hat. Die wichtigste Waare, welche die Insel liefert, ist der Pfeffer, der doch meist nur in den westlichen Gegenden, vorzüglich in Bantam, wächst. Die Pfefferranken schlingen sich wie der Hopfen um einen Baum oder Pfahl. Die Frucht wächst Traubenweise, ist Anfangs grün, schwärzt sich aber bey mehrerer Reife, trocken wird sie in den Packhäusern gesammelt, und hier erst von der schuppenartigen Hülse gereinigt. Bantam und die Provinz Lampon auf Sumatra liefern jährlich 6 Millionen Pfunde. Er wird nach dem Malabarischen für den besten gehalten. Der Pfeffer, welchen die Ostküste von Sumatra liefert, ist von geringem Werth,

und der von Borneo der schlechteste. Der König von Bantam ist verpflichtet, der Compagnie 125 Pfund Pfeffer für 14 Gulden und 8 Stüver zu überlassen.

Man hat zuweilen geglaubt, der weisse Pfeffer wäre eine von dem schwarzen verschiedene Frucht. Aber er wächst auf derselben Staude. Indem man ihn in Kalk legt, wird die schwarze Rinde abgelöst. Dies muß aber geschehn, ehe er völlig trocken ist.

Reis ist das zweyte Hauptprodukt von Java. Der meiste kommt von den feuchten niedrigen Strichen der Ostküste. Nachdem er hier gesäet und 2 bis 3 Hände hoch aufgeschossen ist, wird er Reihenweise 5 bis 6 Schößlinge zusammen verpflanzt. Hierauf wird das Feld während der Regenzeit unter Wasser gesetzt, bis die Aehren stark genug sind. Man läßt das Wasser hernach ablaufen, und durch die Hitze der Sonne wird es bald wieder trocken. Zur Zeit der Erndte sind die Reisfelder unsern Weizen- oder Gerstenäckern ähnlich, und fallen, wegen ihrer überall gleichen gelben Farbe, sehr gut ins Auge.

Er wird nicht mit der Sense oder Sichel gemähet, sondern Halm für Halm ein Fuß unter der Aehre mit einem kleinen Messer abgeschnitten, und in Garben gebunden. Die Zehnte erhält immer der Schnitter.

Der

Der Paddy, so wird der Reis hier genannt, wenn er noch nicht gesäubert ist, wächst nicht wie der Weizen, in dichten festen Aehren, sondern wie der Hafer in kleinen Trauben. Er wird auch nicht gedroschen, um ihn von Hülsen zu reinigen, sondern dies geschieht durch Stampfen in großen hölzernen Mörsern. Je mehr man ihn stampft, desto weisser ist er, wenn er gekocht wird. Reis ist die vornehmste Nahrung aller östlichen Bewohner.

Wegen der Menge Reis, die Java jährlich liefert, heißt diese Insel die östliche Kornscheuer. Denn auf allen Inseln, welche in diesem Striche hinter Java liegen, wächst er nicht, außer auf Celebes, welches Amboina mit Reis versorgen muß. Um 1767 wurden für die jährliche Consumtion von Batavia, Banda und Ceylon 700 Last oder 21 Millionen Pfunde Reis erfordert.

Zucker gewinnt Java ebenfalls in großer Menge, und Batavia treibt damit ansehnlichen Handel. Blos in Jacatra wurden 1768 auf den dortigen Plantagen 13 Millionen Pfunde gewonnen. Zu meiner Zeit waren in dieser Provinz 78 Zuckermühlen, die größtentheils Chinesen gehörten. Eine Mühle liefert gewöhnlich 14 bis 1800 Picols Zucker, jeden zu 125 Pfunde. Der Zucker wird theils nach Europa, theils nach den westlichen Gegenden von Hindostan unter

andern nach Suratte und der Küste Malabar versandt.

Der Javaische Caffee ist in diesem Jahrhundert ebenfalls ein guter Handelsartikel geworden. Die Bäume werden aber nur in Jacatra und Cheribon gezogen. Sie haben sich seit 1722 oder 1723, in welchem Jahre der erste nach Java gebracht ward, und der Generalgouverneur von Zwaardekroon die Einwohner ermunterte, selbige anzupflanzen, so sehr vermehrt, daß Jacatra allein schon 1768 der Kompagnie 4,465,500 Pfunde Caffee liefern konnte. Sie bezahlt ein Picol mit 8 Gulden und 8 Stüver. Jetzt versendet dieselbe jährlich noch einmal so viel nach Europa.

Baumwollen Garn liefert Java in manchen Jahren ziemlich viel, und die Einwohner sind verbunden der Compagnie davon eine bestimmte Quantität zu liefern. Um 1768 lieferte Jacatra nur 16,225 Pfunde, oder weniger, als das der Provinz auferlegte Quantum. Doch dies ward durch die große Dürre verursacht, welche dem Baumwollenbau sehr schädlich gewesen war.

Salz wird sehr viel von Rembang, einem von der Compagnie besetzten Hafen, an der Ostküste nach Batavia gebracht. Sie führt davon sehr viel wieder nach der Westküste von Sumatra.

Auch Indigo wird in Java gewonnen, und größtentheils nach Europa verführt. Die Ausfuhr ist aber im Ganzen unbeträchtlich.

Holzwaaren verschiedener Gattung zu Gebäuden und dem Schifbau geschickt, erhält Batavia von der östlichen Küste Dies wird entweder Privatpersonen für Rechnung der Compagnie verkauft, oder auf ihren Werften verzimmert. Alle übrige Erd- und Baumfrüchte hat Java mit den heissen Gegenden in der Nachbarschaft der Linie gemein, und diese sind von meinen Vorgängern wie Cocosnüsse, Durions, Pompelnüsse und andern hinlänglich beschrieben worden, ich will daher nur noch einige Bemerkungen über die Sitten der Javaner und die Lebensweise der Europäer auf den Inseln und in Batavia hinzufügen.

Die Eingebohrnen werden ohne Unterschied der vorhergenannten Provinzen insgesammt Javaner genannt, die von der Insel Madura ausgenommen, welche den Namen ihres Wohnorts führen. Sie sind von gewöhnlicher Größe, und meistens gut gebaut. Ihre Farbe ist hellbraun, ihre Stirne platt, desgleichen auch die Nase, die Haare sind schwarz und glänzen von den Cocosöl, womit sie täglich bestrichen werden. Im Allgemeinen sind sie faul, aber dabey trotzig und blutdürstig, vrozüglich hart und stolz gegen ihre Untergebenen, dagegen wieder kriechend gegen

ihre Obern, oder solche, von denen sie Vortheile erwarten. Zu ihren vornehmsten Waffen gehört der Cris, eine Art von Dolch, den sie beständig führen, von der Größe eines Jagdmessers. Der Grif ist mehr oder weniger kostbar, nach dem Vermögen des Besitzers. Die Klinge wird von gut gehärteten Stahl geschmiedet, und läuft schlangenweise gegen die Spitze zu, daher sie eine große weite Wunde verursacht. Zuweilen ist er vergiftet, und alsdenn erfolgt der gewisse Tod.

Ihre Kleidung besteht blos aus einem Stücke Kattun um den Unterleib und durch die Lenden geschlungen und hinten am Rücken festgemacht. Der Obertheil des Leibes ist völlig unbekleidet. Auf dem Kopf tragen sie aber eine kleine Mütze. Die Vornehmen hingegen sind mit einem langen Rock bekleidet, von bunten Kattun oder andern theuren Zeugen, sie tragen auch statt der kleinen Mütze einen Turban.

Die geringen Frauen sind eben so leicht als die Männer bekleidet. Sie tragen eine Bedeckung von Kattun, Saron genannt, um den Leib geschlagen, so daß es den Busen bedeckt, und dicht unter demselben fest gemacht wird. Sie hängt bis auf die Kniee, auch wohl bis zu den Knöcheln hinab. Die Schultern aber und ein Theil des Rückens bleiben blos. Ihr langes Haar winden sie hinten in eine Art runden Scheibe zusammen, die mit langen hölzernen, schild-

pattenen, goldenen oder silbernen Nadeln festgesteckt wird, und diese Haarfrisur heißt Condé. Zuweilen sind die Haare auch mit allerley Blumen verziert. Beyde Geschlechter sind große Liebhaber vom Baden, vorzüglich in den Morgenstunden. Knaben und Mädchen laufen bis zum 9ten Jahre nackt herum, letztere aber sind schon im 13ten Jahre mannbar.

Die Javanen heyrathen so viele Frauen, als sie ernähren können, und halten sich dazu noch wohl einige Sclavinnen, doch die Geringern müssen sich mit einer Frau behelfen. Die Frauen sind überhaupt gefälliger, als die Männer, und ihnen behagen die weissen Mannspersonen ungemein. Wird ihnen aber ein solcher Europäer untreu, so muß er diesen Fehler theuer büßen. Sie wissen ihm nemlich gewisse Sachen unter Speisen oder Getränk zu mischen, daß er davon zum Ehebette ganz untüchtig wird. Verschiedene glaubwürdige Personen in Batavia haben mir davon zu viel Beyspiele angeführt, um die Wahrheit dieser Erzählung bezweifeln zu können.

Ihre vorhin schon bemerkten Wohnungen sind bloße Bambushütten, ohne alle innere Abtheilung. Der Eingang ist sehr niedrig und ohne Thüre, auch die Hütte ohne Fenster. In diesem engen Raum hält sich die ganze Familie auf der Erde auf. Zuweilen leisten ihnen auch die Hüner Gesellschaft, von denen sie viele halten.

Die allgemeinste Speise besteht in Reis und gekochten Fischen, wozu sie Wasser trinken. Doch verschmähen sie einen Trunk Arrac nicht, wenn sie dessen habhaft werden können. Sie kauen fast immer Betel, auch wohl eine Art Tobak, den man hier javaischen Tobak nennt. Diesen rauchen sie aus Pfeifen von Rohr, die sie gleichfalls zum Opium brauchen, um die Lebensgeister zu erheitern. Sie werden aber bey zu häufigem Gebrauch des Opiums eher betäubt, und ich habe einige von ihnen gesehen, die mit aufgerissenen Augen und sprachlos wie eine Pagode saßen.

Stühle und Tische kennen sie nicht, weil sie immer mit untergeschlagenen Beinen auf Rohrmatten sitzen. Löffel, Messer und Gabeln, sind eben so wenig gebräuchlich, sondern sie nehmen alle ihre Speisen mit den Fingern. Die Gomgoms machen fast einzig ihre Musik aus. Dies sind hole Becken von Eisen, von verschiedener Größe und Klang, die mit einem eisernen oder hölzernen Stab geschlagen werden, und keinen unangenehmen Laut geben.

Vom Hahnengefechte sind sie große Liebhaber, und sie würden lieber alles verkaufen und Mangel leiden, als dieses Vergnügen entbehren, ungeachtet die Unterthanen der Compagnie in Jacatra dafür eine festgesetzte Abgabe bezahlen müssen, die jährlich verpachtet, und mit unter den Domanialgefällen der Gesellschaft berechnet wird.

Im

Im Jahre 1770 war sie monatlich für 420 Gl. verpachtet.

Im Ballspielen sind sie sehr geschickt. Ihre inwendig hole Ballonen, von der Größe eines Mannes Kopfs, werden aus Rohr geflochten. Sie schlagen ihn mit den Füßen, Knieen und Ellbogen, und auf gleiche Art wird er wieder zurück gesandt, und so spielen sie eine geraume Zeit, ehe der Ball zur Erde fällt.

Durch die ganze Insel ist Mahomeds Lehre die herrschende, doch sollen Landeinwärts, jenseit der Gebürge, an der südlichen Küste, noch Heiden wohnen. Daher findet man überall Moscheen, und eine sehr berühmte ist nahe bey Cheribon, die ich aber nicht gesehen habe. Die Gräber einiger ihrer Heiligen werden sehr in Ehren gehalten. Aerzte findet man unter ihnen von beyderley Geschlecht, die mit Hülfe einiger einheimischen Gewächse, Kuren verrichten, die allgemeine Bewunderung erregen. Selbst unter den Holländern zu Batavia stehen sie in großer Achtung, und haben oft mehr Patienten zu besorgen, als die aus Europa dahin kommenden studirten Aerzte, ungeachtet jene Eingebohrne keine Kenntniß von der innern Einrichtung des menschlichen Körpers haben, und bey allen Krankheiten die leidenden Theile stark mit den Fingern reiben, nachdem diese vorher mit Oel oder fein zusammen gerührten Holz und Wasser befeuchtet sind.

Nur die vornehmen Javanen können lesen und schreiben, und wenn die Fürsten mit der Regierung von Batavia schriftlich sich unterhalten, so geschieht dieses allemal auf Gold oder Silber geblümten Papier, auch wohl bey wichtigen Sachen auf dünne geschlagenen Goldblättern, so daß sich auch in diesen Punkt unter den indischen Großen der Hang zur Pracht äußert. Nach dem letzten Frieden hatte der Kayser von Candy noch verschiedenes abzumachen, worüber er mit dem holländischen Gouverneur von Ceylon nicht einig werden konnte, und sandte deswegen Gesandten an den Generalgouverneur von Batavia. Ihre Vollmacht war auf einem Blatte von massiven Golde geschrieben, oder vielmehr mit einem scharfen Instrumente gravirt, welches die Gestalt eines Cocosblattes hatte. Dies steckte zusammen gerollt in einem goldenen Etuis, reich mit Perlen geziert, auf ächten Golddraht gereihet. Das Etuis lag in einer goldenen Dose, und diese wieder in einer silbernen, mit des Kaysers Reichssiegel roth versiegelt. Die silberne Dose war wieder in einem Gehäuse von Elfenbein verwahrt, welches in einem Beutel von schweren Goldstof steckte, und damit dieser nicht versehrt oder beschädigt würde, so hatte man ihn wieder in einen andern Beutel von weissen Kattun gethan, und diesen mit des Kaysers kleinen Siegel versiegelt.

Zum

Zum Ackerbau werden in Java nur Büffel und gar keine Pferde gebraucht, weil letztere sehr klein sind. Die Büffel sind größer und schwerfälliger, als unsre grösten Ochsen. Man befestigt in der Nase des Thiers einen Strick, und damit werden sie regiert. Ihre Farbe ist meist aschgrau. Um sich abzukühlen, müssen sie dreymal des Tages ans Wasser geführet werden, sonst sind sie schwer zur Arbeit zu bringen. Die Kuh giebt Milch, die aber von Europäern, wegen ihres strengen Geschmacks, nicht geachtet wird.

Die Holländer oder alle Fremden, welche in Java in verschiedenen Aemtern und Bedienungen angestellt sind, leben dort, wie überall in Indien, auf gleiche Weise. Des Morgens steht man gewöhnlich bey Tagesanbruch um 5 Uhr auf. Viele begeben sich alsdann, der frischen Luft wegen, vor die Thüre ihres Hauses. Die meisten aber bleiben in ihren Zimmern, einen leichten Schlafrock, den man hier Kaboy nennt, um den Leib geschlagen, worin sie des Nachts geschlafen haben, und trinken Thee oder Kaffee. Nun geht es zum Anzuge, weil alle, die irgend ein Amt versehen, um 8 Uhr sich auf ihren bestimmten Platz einfinden müssen, wo sie bis etwa 11 Uhr verbleiben. Um 12 Uhr wird zu Mittage gegessen, und nach demselben folgt die gewöhnliche Mittagsruhe bis 4 Uhr. Von 4 bis 6 verrichtet ein jeder seine Geschäfte wieder, oder

macht eine Spazierfahrt außer der Stadt. Gegen 6 Uhr nehmen die Gesellschaften ihren Anfang, wo man sich mit Spielen oder Gesprächen die Zeit vertreibt, bis 9 Uhr. Alsdenn geht die Gesellschaft auseinander, wer bleiben will, kann bleiben, sonst geht man gewöhnlich um 11 Uhr zu Bette. In diesen Gesellschaften herrscht aber große Zurückhaltung, weil man sich sehr hütet gegen das Etikette zu verstossen oder etwas zu sprechen, was Gegenwärtige oder Abwesende für Beleidigungen aufnehmen dürften, denn bey diesen Gesellschaften sowohl als bey großen Gastmahlen wird außerordentlich auf den Rang gesehen. Der Wirth muß vorzüglich darauf denken, jeden nach seinem Rang zu setzen, oder die Gesundheiten nach eines jeden Würde und Titeln auszubringen. Die Frauenzimmer sind in diesen Stücken äußerst ehrsüchtig, und wenn etwa eine bey Tische nicht auf dem Platze sitzt, der ihr gebührt, so sucht sie ihren Aerger durch Stillschweigen oder finstere Blicke zu zeigen. Es trägt sich zuweilen zu, daß wenn Frauen von gleichem Range sich in ihren Kutschen auf der Straße begegnen, keine der andern ausweichen will, und lieber Stundenlang gegen einander halten, als etwas ihrem Interesse zu vergeben. Kurz vor meiner Ankunft war es geschehn, daß zwey Prediger Frauen sich in einer engen Straße von Batavia in ihren Karossen begegneten. Keine wollte die andere vorbey fahren lassen,

und beyde hielten eine gute Viertelstunde gegen einander, während der Zeit sie sich mit den ausgesuchtesten Schimpfworten, Sclavenkind ꝛc. belegten. Endlich fuhren sie einander beschimpfend vorbey, worauf eine Injurienklage folgte.

Wenn der Generalgouverneur ausfährt, begleitet ihn nicht nur seine Garde mit blasenden Trompeten, sondern jeder, der ihn begegnet, muß aus seinem Wagen steigen, und warten, bis er vorbey gefahren ist. Kommt er in die Kirche, so stehen alle Anwesende, beyderley Geschlechts, auf, und setzen sich nicht eher, als bis er sich niedergelassen hat. Kommt ein Rath von Indien in die Kirche, so stehen alle Mannspersonen auf, aber die Frauen bleiben sitzen. Fährt er in die Stadt, so müssen die andern Wagen halten, bis er vorbey gekommen. Die Räthe haben auch vor ihren Wagen zwey Sclaven voraus laufen, da andere nur einen solchen Läufer halten dürfen.

Die verheyratheten Männer bekümmern sich nicht viel um ihre Frauen, beweisen ihnen auch wenig Achtung. Sie unterhalten sich mit ihnen gar nicht, daher sind die Frauen nach vieljähriger Ehe eben so unerfahren, schüchtern und verlegen, als am Hochzeittage.

Sobald ein Bekannter oder sonst jemand einen andern in seinem Hause besucht, und ersterer hier einige Zeit verweilt, so wird er vom Hausherrn ersucht, seine Kleider abzulegen. Der

Fremde zieht also seinen Rock aus und bleibt in der Weste, die daher hier mit Ermeln versehen ist, legt seine Perucke ab, und setzt eine leichte weisse Mütze auf.

Geht ein Holländer zu Fuße aus, so hält ihn ein Sclave den Sonnenschirm über. Wer aber von geringerm Range, als ein Unterkaufmann ist, muß seinen Sonnenschirm selber tragen.

Die meisten weissen Frauen, die man in Batavia findet, sind in Indien gebohren, und sehr wenige von ihnen kommen verheyrathet oder unverheyrathet aus Europa. Sie stammen entweder von europäischen Müttern oder indischen Sclavinnen, die anfänglich Maitressen ihrer Herren waren, mit diesen nachher verheyrathet wurden, und das Christenthum annahmen. Ihre Kinder bleiben bis zur dritten Generation durch ihre Gesichtszüge sehr kenntlich, besonders haben sie kleinere Augen, als die von europäischen Eltern entsprossen sind. Außerdem giebt es viele, die von Portugiesen herstammen, diese werden aber nie ganz weis.

Die in Indien gebohrnen Kinder der Europäer heissen Liplappen, wenn gleich beyde Eltern aus Europa stammen. Da die Mädchen sehr früh heyrathen, verstehen sie wenig oder nichts von der Haushaltung. Viele können weder schreiben noch lesen, und von der Religion haben sie entweder gar keine oder äußerst geringe Kenntniß. Sie gebähren nur wenig Kinder,

und

und nach dem 30sten Jahre werden sie schon zu den alten Frauen gerechnet. Funfzigjährige Europäerinnen haben ein frischeres und jugendlicheres Ansehen, als diese weisse Damen. Sie geben sich fast gar nicht mit weiblichen Geschäften und Arbeiten ab. Diese überlassen sie ihren Sclavinnen.

Des Morgens stehen sie um 8 Uhr auf, und bringen den Vormittag mit Spielen, Gesprächen mit ihren Sclavinnen und mit Lachen zu. In einem leichten Gewande liegen sie auf einem Sofa, niedrigen Stuhl oder sitzen auch mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde. Die Zeit wird sonst auch mit Betelkauen zugebracht, daher sie alle schwarze Zähne und immer einen schwarzen Rand um die Lippen haben.

Ihre Erziehung wird zu Hause sehr versäumt. Ein Kind wird gleich nach der Geburt einer dummen Sclavin zur Wartung übergeben, wächst unter Sclaven beyderley Geschlechts auf, und nimmt alle Vorurtheile, den Aberglauben und schlechte Gewohnheiten dieser Geschöpfe an. Die europäischen Frauen, vornehme und geringe, baden sich gerne, wenigstens die Woche zweymal, auch wohl des Morgens im Flusse außer der Stadt.

Auf ihre Sclavinnen sind sie sehr eifersüchtig, zumal wenn sie einigen Umgang mit diesen und ihren Ehemännern spüren, in solchem Fall kennt ihre Rache, selbst gegen ihre liebsten Ge-

spielinnen, keine Grenzen. Geht eine Frau der höhern und mittlern Classen aus dem Hause, so folgen ihr 4 und mehrere Sclavinnen nach. Die eine trägt eine silberne oder noch bessere Betel-dose, und die andere bald dieses bald jenes.

Das Fuhrwerk der Europäer besteht meistens in Chaisen. Ein jeder darf dergleichen zu seinem Vergnügen halten, aber nicht nach Belieben bemahlen, lakiren oder vergolden lassen. So dürfen nur die Räthe von Indien und alle hohe Beamten Glasfenster in ihren Kutschen haben.

Ein jeder, der sich eigene Equipage hält, muß jährlich der Compagnie dafür 324 Gulden erlegen. Deswegen behelfen sich sehr viele Einwohner mit gemietheten Wagen, wofür sie des Monats 124 Gulden bezahlen, und die Abgabe trägt alsdann der Eigenthümer. Doch sind davon die Glieder der Regierung und einige andere Beamte der Compagnie befreyt. Statt der Portechaisen braucht man in Batavia die sogenannten Norimons, welche man wahrscheinlich aus Japan oder China entlehnt hat. Sie sind einem etwas hohen viereckten Kasten ähnlich, der nach oben zu etwas länger zuläuft. Der Norimon hängt an einem dicken Bambusrohr und wird von zwey Sclaven getragen. Man kann darin gerade mit untergeschlagenen Beinen sitzen, aber nicht von außen gesehen werden.

IV.

Wilhelm Goldsons Bemerkungen über des spanischen Admirals Bartholomäus de Fonte Seereise nach den innern Gegenden des nordwestlichen Amerika.

Mit Anmerkungen.

Seit der letzten Convention, welche in Madrit, den 28sten November 1790, zwischen dem Londner und Madritter Hofe geschlossen wurde, ist den Engländern die freye, bisher von spanischer Seite bestrittene, Fahrt auf der Südsee eröfnet. Sie dürfen mit den Wilden der von Cook zuerst aus der langen Dunkelheit gerissenen Küsten von Nordamerika oder Neualbion Handel treiben, und zum Schutz desselben im Nutkasunde oder den Häfen an der Küste oder den hier befindlichen Inseln Factorien halten. Der geringere Gewinn vom Pelzhandel in China, die Kosten einer so weiten Reise für Schiffe, die von Europa aus dorthin aussegeln, noch mehr aber der alles verderbende Krieg mit Frankreich, haben freylich die Ausrüstungen nach dieser pelzreichen Küste vermindert. Indeß ist in dem Jahrzehend vor 1790 mehr von dieser Küste aufgefunden und untersucht worden, als in dem ganzen Zeitraume, seitdem die Spanier in ihrer Nachbarschaft vordrangen, und durch mancherley bisher fehlgeschlagene Versuche dort eine Fahrt

aus der Südsee in den atlantischen Ocean eröffnen wollten.

Die wenigsten dieser spanischen Versuche sind hinlänglich bekannt, oder sind in allgemeinen Geschichten der neuen Welt vergraben, die nicht jeder Freund der Erdkunde benutzen kann, wenn gleich zuweilen geographische Forscher in England und Frankreich einige der bekanntesten zum Gegenstande ihrer Untersuchung wählten, um ihre Aechtheit und die Wahrscheinlichkeit entweder zu vertheidigen oder zu bestreiten. Weil aber gerade diese Aufklärungen in einzelnen Memoiren und Streitschriften enthalten sind, und die Gegenden, welche die alten spanischen Entdecker sahen oder gesehen haben wollten, mehr muthmaßlich und hypothetisch, als wirklich bekannt waren, so war fürs große Publikum, bey allen gelehrten Bemühungen der Delisle, Buache und anderer wenig gewonnen. Neu-Albions Küsten wurden so wie die gegenüber liegenden asiatischen häufig verrückt, verengert, erweitert, als zusammenhängendes Land vorgestellt, durch muthmaßliche Einfahrten, Ströme und Inseln zerstückelt, und hier überhaupt der Einbildungskraft und den Hypothesen der Geographen, weiter Spielraum gelassen, je nachdem sie für oder wieder die nordwestliche Durchfahrt waren, oder die Seefahrer, welche vor Cook hieher gelangten, in Schutz nahmen, oder ver-

verdächtig zu machen suchten *). Seitdem aber mehrere Seefahrer Cooks Spuren längst den Küsten von Neu-Albion folgten, seine Entdeckungen erweiterten, und einzelne Gegenden, die er nur allgemein angab, näher untersuchten; seitdem canadische Pelzhändler die unbekannten westlichen Länder, jenseit der großen Seen, durchstreift haben, und die Gesellschaft der Hudsonsbay, die Einfahrten untersuchen lassen, durch welche man aus diesen Meerbusen ins Eismeer zu kommen hofte, und selbst bis an die Meeresküsten gelangt ist, das Amerika wahrscheinlich ge-

*) Herr Buache, weyland königlich französischer Geograph in Paris, hat außer verschiedenen gelehrten Memoiren über die Straße, welche Asien und Amerika trennen, das Land Anian und die ältern Schiffarthen der Spanier in den mitternächtlichen Gewässern der Südsee, in Paris 1775. eine hieher vorzüglich gehörende Schrift herausgegeben. Memoire sur le Pays de l'Asie et de l'Amerique situes au Nord de la Mer du Sud, par I. N. Buache, 4. Er hat darin auf einer besondern Charte die verschiedenen Vorstellungen neuerer Geographen von diesen Gegenden sehr anschaulich gemacht, und wie sie sich vor Cooks letzter Reise die nördlichen Küsten von Asien und der neuen Welt bald näher bald entfernter dachten. Man kann auf dieser Charte mit einem Blick die verschiedenen Meynungen über ihre Lage vor den neuesten brittischen Entdeckungen übersehn.

gen Norden umgiebt, und mit der Straße Devies, der Baffinsbay in Verbindung steht, hat sich ein großer Theil der Dunkelheit verlohren, die bisher einen so ungeheuren Strich von Nordamerika verhüllte. Wiewohl wegen des rauhen Himmelsstrichs, und der außerordentlichen Hindernisse, welche alle diese verschiedenen Entdecker in der Nachbarschaft des Nordpols zu überwinden hatten, noch lange nicht alle Nebel, die über diese kalten Einöden hängen, zerstreut sind. Da auch vor nicht langer Zeit die Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Wissenschaften in London, demjenigen eine reichliche Belohnung versprochen hat, der die innern Gegenden der neuen Welt zwischen Neu-Albions Küsten und den bekannten Grenzen von Canada, näher untersuchen würde, so haben Gelehrte, um ein so verdienstliches Unternehmen zu befördern, verschiedene alte, bisher wenig geachtete Reisen des sechszehnten und vorigen Jahrhunderts, aus der unverdienten Vergessenheit hervor gezogen, um diejenigen, welche sich in diesen Wüsteneyen wagen werden, auf besondere Gegenstände aufmerksam zu machen, die vielleicht von ihnen sonst übersehen wären. Unter diesen Reisen, welche die Meynung einer nordwestlichen Durchfahrt begünstigen, haben vorzüglich zwey spanische See-Expeditionen die meiste Aufmerksamkeit erregt. Die eine ist die Seereise des

Admirals de Fonte *), der aus dem Südmeer durch verschiedene nordamerikanische Binnenseen und Flüße, in der Nachbarschaft des Eismeers kam, und hier ein Schif aus Boston vorfand, das durch die Hudsons- oder Baffinsbay in eben dieses Meer gekommen war. Er bewies

*) De Fontes 1640. vom peruanischen Hafen Callao, in das Innere von Neu-Albion unternommene Reise, ist erst seit 1708 allgemein bekannt, und ein Auszug seines Journals stand zuerst in einer englischen Monatschrift, betitelt: Memoirs of the Curious. Da zu unserm Zweck nur ein Theil der Reise hinlänglich ist, nemlich de Fontes Ankunft bey Neu-Albion, die von ihm dort entdeckte Straße, und seine Fahrt auf den bisher unbekannten Seen und Flüssen des innern Nordamerika, welche die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt wahrscheinlich machen, so können wir unsere Leser auf eine deutsche Schrift verweisen, welche die ganze Reiserelation enthält, so viel davon nemlich außer Spanien bekannt ist. Wahrscheinlich wird sie der neueste Historiograph von Amerika, Herr Munnoz, bekannter machen, oder wenigstens in seiner Geschichte der neuesten Welt, näher erläutern, als jetzt bey dem Mangel des wirklichen Originals möglich ist, weil ihm die Könige Carl 3. und 4. alle Reichs- und Privatarchive eröfnen lassen. Die deutsche Relation findet sich im zweyten Bande von G. Forsters kleinen Schriften, Berlin 1794. Herr Forster hält diese lange ver-

bewies also durch seinen Bericht die Möglichkeit einer so lange bezweifelten Durchfahrt, freylich nicht mit großen Schiffen, aber doch mit kleinen Fahrzeugen, zum großen Gewinn der Hudsonsbay-Gesellschaft, wenn es ihr auf diesem Wege glücken sollte, ihre von den nördlichen und westlichen Wilden wohlfeil eingetauschten Rauchwaaren, für geringe Fracht bis zu den Küsten der Südsee gelangen zu lassen. Herr Bua-

verkannte Reise ebenfalls für ächt, nur war es wider seinen Zweck, de Fontes Fahrt mit den neuen Entdeckungen im Innern von Neu-Albion zu vergleichen, welches Herr Goldson hier versucht, und, nach meiner Einsicht, glücklich versucht hat. Daß nicht überall die von Fonte angegebenen Gegenden, Flüsse und Fahrwasser mit den neuern Entdeckungen zusammen treffen, ist sehr erklärlich. Die ganze Gegend ist noch lange nicht gehörig untersucht, sehr vieles, was wir darüber erfahren haben, ist aus halb verstandenen oder allgemeinen Angaben der Wilden entlehnt, und die Reisenden, welche vor kurzem sich, wie Hearne, Pond und Mackenzie, diesen kalten Einöden näherten, haben, wegen unvermeidlicher Hindernisse nicht alles beobachten können. Die von Herr Forster dort mitgetheilte Charte, zur Beurtheilung einer nordwestlichen Durchfahrt, kann zugleich dem Leser von Goldsons Bemerkungen zum Führer in diesen erst wenig erforschten Ländern dienen.

Buache in Paris hat bereits 1753 in Paris *) gezeigt, daß man keine Gründe habe, de Fontes Seereisen zu verwerfen. Er zeigt vielmehr, so weit es damals, wie er schrieb, möglich war, welchen Weg der spanische Admiral mit seinen Fahrzeugen wählte. Denn weder Cook noch spätere Pelzhändler hatten sich in die jetzt bekanntern Gewässer der Südsee gewagt. Indessen nimmt er ebenfalls an, daß aus dem Velascosee ein Fluß gegen Westen fließe, und sich vermittelst dem ihm damals nicht bekannten Cooksfluß oder dem Wilhelmssunde mit der Südsee vereinige. Er glaubt ferner, daß der See de Fonte, sich ins Eismeer ergieße. In eben diesen Jahren übergab Vaugondy der Academie der Wissenschaften einen Aufsatz über de Fontes Reise. Er ist nicht weiter bekannt geworden, aber ein Brief, den er darin von einem Ungenannten aus Madrit mittheilt, vereitelt beynahe die Hofnung, aus Spanien eine nähere Aufklärung über diese Fahrt zu erhalten. Denn er schreibt darin, daß auf Befehl des Königs von Spa-

*) In seinen treflichen Considerations geographiques et physiques, sur les nouvelles decouvertes au Nord de la grande Mer appellee la Mer du Sud. Paris 1753. 4. Von den zwölf Charten, die seinen Bemerkungen zu Belegen dienen, zeigen verschiedene den Weg, welchen de Fonte seiner Meynung nach genommen haben könnte.

Spanien, Ferdinand des Sechsten, zwar Nachsuchungen in den indischen Archiven über die Reise geschehen, daß man aber weder de Fontes Bericht, noch irgend etwas dahin gehöriges habe auffinden können *). Endlich hat vor unsern Goldson, der mit bessern Nachrichten von der Beschaffenheit der Küsten von Neu-Albion und den innern Gegenden des westlichen Nordamerika ausgerüstet, die Wahrscheinlichkeit jener Fahrt nicht aus bloßen Muthmaßungen, sondern aus der wirklichen Beschaffenheit des jetzt bekannter gewordenen Landes zu erweisen sucht, noch Hr. la Borde eben diesen Gegenstand untersucht, aber ohne neue Beweise für oder wider ihre Aechtheit beyzubringen. Er scheint vielmehr de Fontes Reise für erdichtet zu halten **).

In England hat sich vor Herrn Goldson, Herr Theodor Swaine Drage, dessen Arbeit ***) ge-

*) S. Memoire sur les pays de l'Asie et l'Amerique situés au Nord de la Mer du Sud. Paris 1774. 4. in der Notice raisonnée des ouvrages de l'auteur.

**) S. Histoire abregée de la Mer du Sud; par Mr. de la Borde, T. I. Paris 1791. 8 S. 13. ꝛc.

***) The great probability of a North West passage deducted from Observations on the Letter of Admiral de Fonte, Lond. 1768. 4.

gewöhnlich dem bekannten Geographen, Johann Jeffries, zugeschrieben wird, vorzügliche Mühe gegeben, de Fontes damals sehr bezweifelte Glaubwürdigkeit zu retten. Er hat überdem de Fontes Fahrt, so weit sie durch die bekannte Südsee geht, aus spanischen Nachrichten und Seejournalen sorgfältig erläutert. Daher seine Schrift als der beste lehrreichste Commentar über die ganze Reise anzusehn ist.

Die andere Reise unternahm früher ein Grieche, Namens Johann de Fuca, 1592. Er sollte mit spanischen Schiffen eine Durchfahrt, zwischen Asien und Nordamerika oder durch die Beringsstraße versuchen. Er kam aber so weit nicht, sondern fand zwischen 47 und 48 Gr. nördlicher Breite eine Durchfahrt auf der nordwestlichen Küste von Amerika, aus welchen er 20 Tage in einem noch nicht untersuchten Meer schifte, das mit dem Eismeer, welches die neue Welt wahrscheinlich gegen Norden umgränzt, seiner Meinung nach, Verbindung hatte. Er schloß daraus die Möglichkeit der so lange gesuchten Durchfahrt, die er in seinem Alter dem englischen Hofe bekannt machte. Dies ist ungefähr alles, was wir von seiner Reise wissen, und diese kurze Nachricht hat ein Kaufmann, Namens Lock, nur aus Unterredungen mit ihm zu Anfange des vorigen Jahrhunderts in England bekannt gemacht. Viele

haben daher, und weil er goldreiche Länder so weit in Norden gefunden zu haben vorgab, seinen Bericht für Fabeln und Mährchen erklärt. Aber seitdem 1787 Capitain Barklay die von Fuca beschriebene Straße in 48° 26′ N. B. mit allen von ihm angegebenen Kennzeichen entdeckte, hat man angefangen, günstiger von ihm zu urtheilen, und seine Reise ist gewiß unternommen worden *).

Es ist beynahe unerklärlich, warum der spanische Hof, die auf seinem Befehl in diesen Meeren gemachten Entdeckungen entweder ganz verheimlicht, oder wenigstens in einem dunkeln Schleyer zu verhüllen sucht. So wurden unter der vorigen Regierung 1774 Schiffe aus dem mexicanischen Hafen, St. Blas, ausgesandt, welche die Küsten von Neu-Albion bis zum 55 Grad nördlicher Breite untersuchten. Das Jahr darauf ward dort eine andere Entdeckungsreise unternommen, auf der die Spanier bis 57° 18′ gegen Norden gekommen seyn sollen. Einen Auszug aus dem Journal, von Don Anton Maurelle, zweyten Pilot auf dieser Flotte, verfaßt, erhielt Herr Barrington in England, der ihn Herrn Pallas in Petersburg mittheilte, in dessen nordischen Beyträgen auch dieser Auszug zu finden

*) Siehe J. R. Forsters Geschichte der Entdeckungen in Norden, S. 516.

den ist. Auch Capitain Cook hatte auf seiner letzten Reise Nachricht von jenen spanischen Unternehmungen. Wenigstens sagt der Vorredner seiner Reisebeschreibung, daß sich dieser berühmte Seefahrer alle Mühe gegeben, de Fontes Einfahrt längst den Küsten von Neu-Albion zu entdecken, daß er aber bey aller Vorsicht und Aufmerksamkeit weder diese Straße nach den Archipelagus von S. Lazarus habe wieder finden können.

Und doch waren beyde vorhanden. Vielleicht haben die Spanier gar den vorher erwähnten Auszug aus Maurelles Tagebuch absichtlich bekannt werden lassen, um der englischen Admiralität, die Unwahrscheinlichkeit der nordwestlichen Durchfahrt darzustellen.

De Fontes Reise ward 1639 vom spanischen Hofe auf die Nachricht beschlossen, daß die Einwohner von Boston in der Provinz Massachusetsbay vorhatten, auf nördliche Entdeckungen auszugehen. Dem Admiral de Fonte ward also der Befehl über eine Flotte ertheilt, welche in Callao ausgerüstet wurde, um die nördlichen Gewässer des stillen Oceans näher zu untersuchen. Er bestieg das Schif, der heilige Geist genannt, und die übrigen Schiffe seines Geschwaders waren, die h. Lucia, geführt von Don Diego Pennalossa, der Rosencranz, unter Peter Bernardo, und der König Philip, unter

Phi-

Philip de Ronquillo. Alle segelten den 3ten April 1640 ab, und erreichten den 26sten den Hafen Chametlan *), wo sie einen Schiffer und 6 Matrosen an Bord nahmen, welche mit den Eingebohrnen der östlichen Küste von Kalifornien sonst Perlenhandel getrieben hatten. Eben dieser Schiffer sagte, daß 200 Seemeilen Nordwärts vom Vorgebürge St. Lucas, einen der südlichen Hafen von Kalifornien, eine Strömung von Norden her der südlichen Fluth begegnete, welcher Umstand zu erweisen schien, daß Kalifornien eine Insel wäre. De Fonte schickte also den Pennalossa mit dem Schiffer von Chametlan ab, dasselbe mit 4 Chaluppen, die bey niedrigen Wasser fortkommen konnten, näher zu untersuchen.

Der Bericht sagt nichts weiter, was von Pennalossa ausgerichtet worden. Indessen bemerkt der bekannte französische Geograph Delisle **), daß weiland ein Graf Pennalossa Vicekönig von Mexico war, und eine Charte herausgegeben habe, worin er Quivira ***) ostwärts

*) Dieser Hafen heißt auch Chamily, und liegt 17 Gr. 31′ N. Br. auf der mexicanischen Küste.

**) Memoire sur la Mar. d'Ouest.

***) Das amerikanische Land Quivira hat sich bey der genaueren Kenntniß der Erdkunde von Ame-

wärts von Mexico setzte. Herr Buache bemerkt *), er habe verschiedene Papiere des ältern Delisle benutzt, worin ein Graf Pennalossa vorkommt, der um 1680 nach Frankreich, wegen einiger Streitigkeiten mit dem Erzbischof von Mexico flüchtete. Dieser soll Ludwig XIV. ein Memoir übergeben haben, worin er ihm

den

Amerika aus der Geographie verlohren, oder wenn es sich noch auf neuern Charten von Amerika befindet, so ist dies aus Anhänglichkeit an ältere Meynungen oder wegen bisheriger Unkunde der ganzen Küste geschehen. Nach Herrera (Decad. 6. L. 9. c. 12.) wollte es Franz Vasquez Coronado, Gouverneur von Neu-Gallizien 1540 gefunden haben. Er beschreibt es als sehr fruchtbar an Flachs, Wein, Maulbeerbäumen und mehrern europäischen Früchten. Nach ihm ist keiner so weit zu Lande gekommen, man nahm indessen Quivira in den Charten der neuen Welt auf, und dasselbe muß, Coronados Angabe nach, nordwärts von Cap Mendocino liegen. So erscheint es z. B. auf Ramusios Charte der neuen Welt, von 1556. im dritten Theil seiner Sammlung, in Ortelius Atlas, Antwerp. 1584. als das äußerste bekannte Land, auf der westlichen Küste. Arrowsmidt hat es ebenfalls in seiner großen Weltcharte aufgenommen. Das weiter unten vorkommende Teguajo fand Coronado ebenfalls auf dieser Landreise. Es lag aber südlicher.

*) In den Considerations geographiques et physiques. S. 15.

den Weg nach den Reichen Teguajo und Quivira zu zeigen anbietet.

De Fonte segelte hierauf mit seinen übrigen Schiffen weiter, um seinen Auftrag auszuführen. Er erreichte unter 53 Gr. N. Br. den 14ten Junius den Archipelagus von St. Lazarus, und schifte zwischen verschiedenen Inseln auf 260 Seemeilen, bis er den Fluß Los Reyes erreichte *). Hier beorderte er ein Schif, unter Befehl des Bernardo, die tartarische See, oder die nördlichen Gewässer der Südsee zu untersuchen. Bernardo segelte in einen Fluß hinein, der bald nordöstlich, bald nordwestlich lief. Er nannte ihn Rio de Haro, und kam aus einem See, worin viele Inseln liegen, welchem der Name Velasco beygelegt wurde. Der Harofluß

*) Diesen Archipelagus haben spätere Seefahrer, die Königin Charlotte Inseln genannt. Er ist bisher noch nicht untersucht worden. Die Einfahrt kann vielleicht der Nepean Sund seyn, hinter welchem andere Schiffer ein offenes Meer gefunden haben. Den Fluß Los Reyes hat man bisher noch nicht entdeckt. Aber die Spanier müssen von ihm Nachricht haben, oder andere Reisende nach de Fonte eben so weit gegen Norden vorgedrungen seyn. Denn in spanischen Berichten von den neuern Expeditionen ihrer Nation, im nordwestlichen Amerika heißt es, der Rio de los Reyes ist die Grenze der spanischen Entdeckungen.

rofluß steigt zur Zeit des Neu- und Vollmonds 22 bis 23 Fuß. Es scheint, daß Bernardo in dem vorher genannten See westwärts steuerte, und in dieser Richtung 60 Seemeilen zurücklegte, bis er zu einer Halbinsel gelangte, welche die Einwohner Conibasset nannten. Hier ließ er sein Schif in einem sichern Hafen, den die Halbinsel und eine kleine Insel bildeten, und ging in drey indischen Canoes, aus einem Baum 50 bis 60 Fuß lang verfertigt, auf weitere Entdeckungen aus. Zwey Jesuiten, 20 von seiner Mannschaft und 36 Eingebohrne begleiteten ihn. Die Fahrt ging den Fluß hinab, welcher 3 Fälle hatte, und wohl 80 Seemeilen westwärts lief, bis sie das tartarische Meer unter 61 Gr. N. Br. erreichten. Es heißt, daß die ihn begleitenden Jesuiten schon vorher bis 66 Gr. nordwärts gekommen wären.

Bernardo fertigte hier einen Brief an seinen Admiral ab, den 27sten Junius datirt, worin er ihn von seiner Reise benachrichtigte. Er folgte nun der Küste (von Neu-Albion), welche sich nordwestwärts erstreckte, und segelte längst derselben bis zum 77. Gr., oder wie es in einer andern Stelle dieses Berichts heißt, bis zum 79. Gr. N. Br. in einem Strich von 36 Seemeilen, wo sich das feste Land gegen Norden zog, und das Eis fest an der Küste lag. Einer von den Matrosen stieg hier mit einigen

Wil-

Wilden ans Land, und kam bis zu einem süssen See, der etwa 30 Meilen Umfang haben mochte, unter 80 Gr. belegen war, und gegen Norden hohe Gebürge hatte. Man glaubte, dieser See habe mit der Daviesstraße Verbindung. Bernardo gieng hierauf zurück, und stieß den 11ten August wieder zur Flotte.

Denselben Tag, wie Bernardo ausgeschickt wurde, segelte der Admiral den Fluß Los Reyes hinauf, bis zu einem See, den er Belle nannte. Den 1sten Julius ließ er seine Schiffe in einem Hafen, der Conosset hieß, und fuhr in einem Fluß hinein, der Rio Parmentieres benannt wurde, von einem seiner Begleiter, der die ganze Gegend dieses Flusses verzeichnete. Wahrscheinlich ist Parmentieres Verfasser einer Charte, die, nach dem Bericht, die ganze Reise vorstellte, aber welche bey der englischen Uebersetzung fehlt. Er schifte in diesem Fluß über 8 verschiedene Fälle, und erreichte den 6ten Julius endlich einen See, den er den Namen de Fonte gab. Er war 160 Seemeilen lang und 60 breit, erstreckt sich von Ostnordost bis nach Westsüdwest, und man fand darin Kabbeljau und Lenge (ling) in Menge. Seine Tiefe war 20 bis 60 Faden, und auf der südlichen Seite lagen verschiedene große und kleine Inseln. Eine von den großen war sehr gut bevölkert. In einer Zeit von 8 Tagen gelang es ihm, beym ostnord-

nordöstlichen Ende dieses Sees durchzukommen, und in einem andern vorzudringen, der Straße Ronquillo genannt wurde. Er war etwa 24 Seemeilen lang, 3 breit und von 20 bis 30 Faden tief. Man bemerkte darin Ebbe und Fluth. Weil Wind und Ebbe die Fahrt begünstigte, so durchschifte man diese Enge innerhalb 10 Stunden.

Drey Tage hernach kam de Fonte zu einem indischen Dorfe, und die Einwohner erzählten dem Dollmetscher Parmentiere, daß nicht weit von demselben ein Schif vor Anker läge. Bey näherer Erkundigung erfuhr der Admiral, daß es von Boston kam, geführt von einem gewissen Shapeley. Der Eigenthümer, ein Major, Gibbons, war selber am Bord. De Fonte kaufte dessen Charten und Journale, und segelte mit günstigem Winde wieder zurück. Den 11ten August war er schon beym ersten Fall des Flusses Parmentiere, und den 16ten kam er bey Conosset am Bord seines dort gelassenen Schiffes zurück. Von hier ging er den 2ten September wieder ab, und ankerte den 5ten zwischen Arena und Minhasset. Arena ist etwa 20 Seemeilen von Los Reyes entfernt, aber Minhasset liegt dem Flusse näher. Er segelte hierauf wieder durch den Fluß und eilte zu Hause.

Daß eine Durchfahrt in der Gegend des stillen Oceans vorhanden ist, in welcher de Fonte

seinen Archipelagus, des heiligen Lazarus versetzt, ist durch neuere Schiffahrten erwiesen, und wenn künftige Seehelden eben so glücklich sind, die Schwierigkeiten zu überwinden, um durch die im Innern von Neu-Albion bekannten oder noch unbekannten Seen zu kommen, so müssen dadurch für Großbrittanien die wichtigsten Vortheile erwachsen. Denn man würde auf diese Weise aus der Hudsonsbay ins Eismeer oder auf den Binnenseen und Flüssen nach dem Nutkasunde gelangen können. Die Wahrscheinlichkeit einer solchen Fahrt will ich nun durch die nachfolgenden Erläuterungen von de Fontes Reise deutlicher zu machen suchen.

Zwischen dem Nutkasunde, den Cook auf seiner letzten Reise auffand, und dem Vorgebürge Edgecumbe, gerade in derselben Breite, in welcher der Archipelagus von St. Lazarus belegen ist, konnte Cook das vorliegende Land nicht gehörig untersuchen. Dasselbe ward jedoch bald von den beyden Capitains Lovrie und Guise 1786 gefunden, nachher sahe es Dixon, der, des Pelzhandels wegen, hieher kam, und erfuhr zugleich, daß das, was man für eine zusammenhängende Küste gehalten hatte, eine Gruppe verschiedener großen und kleinen Inseln wäre, die er daher Königin Charlotte Inseln nannte, welchen Namen sie noch führen. Sie sind von der Küste durch einen Arm des Meeres getrennt, der

eben so breit, als der Canal zwischen England und Frankreich ist, und liegen gerade im 53sten Gr. N. B. Capitain Hanna, der 1785 eben diese Gewässer befuhr, fand zwischen den Inseln große Oefnungen und Durchfahrten, die gerade ostwärts liefen, wie de Fonte sie angiebt. Capitain Duncan untersuchte 1787 diese Oefnungen und Fahrwasser genauer, und segelte zwischen diesen Inseln in nordöstlicher Richtung, bis ihm die Seltenheit der Seeotterfelle der Gegenstand seiner Reise, wider seinen Willen zwang, umzukehren. Diese Inseln sind, seiner Aussage nach, so gebürgig, daß der Schnee nie auf den Gipfeln der Berge schmelzt, und die See ist an den Küsten so tief, daß er nie vor Anker kommen konnte, sondern sein Schiff an den am Ufer stehenden Bäumen befestigen muste. Diese bestanden gewöhnlich aus Tannen, die zu den grösten Masten geschickt waren. Die Berge wurden immer höher, so wie er zwischen den Inseln fortsegelte, aber so wie er weiter vordrang, fand er, daß sie allmählig gegen Osten abnahmen, daher er den Bericht eines amerikanischen Schiffkapitains, in der Schaluppe Washington Beyfall gab, der weiter gegen Osten ein geräumiges offenes Meer gefunden haben wollte, und daß man Ursache habe, die ältern spanischen Reisen für glaubwürdig zu halten. Diese Uebereinstimmungen erhöhen die bisher

 be-

bezweifelte Glaubwürdigkeit des de Fonte, und rathen uns, ihn auch da zu trauen, wo neuere Erfahrungen fehlen, oder wir seine Angaben nicht durch Autoritäten anderer Entdecker unterstützen können.

De Fonte sagt ferner, er sey von den Lazarusinseln 260 Seemeilen, in einer durch dazwischen liegende Inseln sehr verwickelten Fahrt, nach der Mündung der Flüsse Haro und Reyes gesegelt, indem seine Böte immer eine Meile vor ihm das Fahrwasser untersuchen musten. Der amerikanische Schiffer Dunkan, der hinter den Inseln ein offenes mittelländisches Meer fand, bestärkt gewissermassen diesen Umstand der Reise, und da beyde gewiß nicht einerley Cours nahmen, so muß de Fonte endlich in der Nähe des Aratapescow, oder, wie ihn die canadischen Pelzhändler nennen, des großen Sclavensees gewesen seyn *).

Wenn

*) Der Aratapescow und Sclavensee, die der Verfasser für ein und dasselbe Gewässer annimmt, sind eigentlich zwey verschiedene Seen, wovon der erste südlicher liegt. Sie haben freylich vermittelst des Sclavenflusses mit einander Verbindung, so daß man mit Böten, welche de Fonte und Bernardo beyde bey ihren Untersuchungen brauchten, aus einem See in den andern kommen kann. Aber ob diese Seen mit dem Meere ostwärts der Charlotte-Inseln Verbindung haben, dies läßt sich wenigstens aus

Wenn wir Herrn Hearnes Zeichnung von diesem See, den er 1771 zuerst bekannt machte, untersuchen und zugleich bemerken, daß er den Umfang des Sclavensees nur von den Wilden erfuhr, so findet sich an dessen südlicher Seite eine Bucht, welche durch salzige Bay (Saltwater Bay) bezeichnet ist, worin sich ein Strom zu ergießen scheint, der deswegen gesalzener Fluß genannt wird. Eine Zeichnung des Innern Neu Albions, welche ein gewisser Norton nach England brachte, in den Händen der Hudsonsbay-Gesellschaft ist, und in der Folge durch Hrn. Dalrymples Bemühungen bekannter ward, hat ebenfalls das Wort Salz an demselben Orte des Sees. Mir scheint es daher sehr glaublich, daß

aus Arrowsmidts Charte, und denen, die nach ihm diese Gegenden vorstellten, nicht ersehen. Zufolge dieser neuen Charten liegen westwärts beyder Seen festes Land und Gebürgsreihen. Jedoch sind diese Gegenden noch lange nicht gehörig untersucht, daß sie nicht anders beschaffen seyn sollten, als wie sie auf den Charten vorgestellt sind. Herr Goldson hat auch bey diesem Aufsatz nur die Absicht gehabt, durch neuere Erfahrungen zu zeigen, daß de Fonte wirklich so weit gegen Norden gekommen, und mit kleinen Fahrzeugen es wenigstens, vermittelst der Gewässer im Innern von Neu-Albion, wahrscheinlich sey, bis ans Eismeer oder in die Hudsonsbay zu gelangen.

daß der Aratapescow mit Duncans mittelländischem Meere Verbindung habe, und daß de Fonte mit seinen Schiffen in dasselbe eingelaufen sey.

Untersuchen wir nun den Weg, den Bernardo mit seinen Canoes zurücklegte, so gelangte er auf dem Flusse Haro, in den See Velasco. Dies ist ohne Zweifel ein Theil des vorher gedachten Sclavensees. Er steuerte hierauf gegen Westen 60 Seemeilen weiter, und kam an einen Hafen, in welchem sich ein Fluß von Westen her ergoß. Er fand hier auch eine Halbinsel, die er Combasset nannte. Den Fluß fand auch Herr Mackenzie 1789, wie er in Begleitung einiger Wilden das Eismeer untersuchen sollte, wovon die Wilden in der Factorey Churchill Nachricht gaben Wie er aber den Fluß genauer untersuchte, so zeigte sich, daß derselbe keine westliche, sondern eine nördliche Richtung nahm, und daß er sich erst mit dem Eismeer im 69. Gr. N. B. vereinigte.

Dies widerspricht freylich offenbar der Fahrt des Velasco, der auf diesem Fluß 61° das tartarische Meer oder die Südsee erreichte. Allein der Bericht eines canadischen Pelzhänders, Peter Pond *), beschreibt den Sclavensee etwas anders, und stimmt mehr mit Bernardos Erzählung überein. Nach diesem hat der See einen west-

*) Im 16ten Bande des Gentleman Magazine.

westlichen Ausfluß, und Pond vermuthete, daß man auf diesen Strom in den Cooksfluß, oder Prinz Wilhelmssund auf der westlichen Küste kommen könne. Denn verschiedene Pelzhändler hatten ihn bis 141 Grad westlicher Länge befahren, als sie durch verschiedene ungeheure Wasserfälle, die sie für die größten in der bekannten Welt ausgaben, gehindert wurden, weiter zu schiffen. Bey einem dieser Fälle war der Fluß zwey englische Meilen breit. Pond sprach 1787 selber mit einem Wilden, der den westlichen Fluß herauf kam, und eine wollene Decke mitbrachte, die er auf den Handelsschiffen an der westlichen Küste eingetauscht hatte. Die vor kurzem also wirklich von den Pelzhändlern gefundenen Wasserfälle, bestätigen, was Bernardo von ihnen, in der Beschreibung seiner Fahrt, angeführt hat. Allein Mackenzies Erzählung ist davon ganz verschieden. Er bemerkte nur zwey reissende Strömungen in diesem Flusse und keine Fälle. Es ist indessen gar nicht wahrscheinlich, daß die Wilden die vorher genannte Decke auf dem nördlichen Wege oder auf dem nördlichen Mackenziefluß, der im 69. Gr. N. Br. ins Eismeer fällt, nach dem Sclavensee erlangt haben sollten. So weit ist noch kein zum Pelzhandel ausgerüstetes Schif gekommen, dasselbe hätte die Eisfelder durchdringen müssen, welche bis jetzt die Behringsstraße, oder die Durchfahrt

zwischen

zwischen Amerika und Asien verschließen. Man hat auf diese Weise keine Ursache, das Daseyn eines großen westlichen Flusses, der aus dem Sclavensee entspringt, und sich zuletzt in die Südsee ergießt, oder Ponds Autorität zu verwerfen. Es ist auch gar nicht unwahrscheinlich, daß der große Sclavensee, der zwischen 61, und 62. Gr. Nr. Br. liegt, und von Osten nach Westen über 60 Seemeilen lang seyn soll, zwey verschiedene Ausflüsse, einen nördlichen, den Mackenzie hinlänglich untersucht und beschrieben hat, und einen westlichen, den Bernardo beschiffte, habe. Nachdem Bernardo die Südsee erreicht hatte, suchte er durch die Straße Anian *) in

*) Das Land Anian, oder die Straße dieses Namens, ist, aller versuchten Erklärungen ungeachtet, uns noch eben so dunkel, als den Erdbeschreibern des 16ten und vorigen Jahrhunderts. Denn wir wissen nicht, wann dieser Name einzelne Gegenden der neuen Welt zu bezeichnen anfing, wer jene Durchfahrt zuerst so benannte, und wo wir eigentlich Land und Straße Anian zu suchen haben. Daher sind über ihre Lage drey Meynungen vorhanden, deren jede von angesehenen Erdbeschreibern vertheidigt wird. Die erste setzt Anian in der Gegend von Labrador bey der Einfahrt der Hudsonsbay, und die ersten Seefahrer dieser Gegenden, die Brüder Cortereal sollen ihr diesen Namen beygelegt haben. Aber wir haben von ihrer

in die Straße Davis zu kommen, welche Grönland von Amerika scheidet, welches er aber nicht bewerkstelligen konnte.

Aber

ihrer Reise zu geringe und abgebrochene Nachrichten, und keine Charte des 16ten Jahrhunderts, oder irgend ein Erdbeschreiber von Nordamerika, von einigem Ansehn, hat je hieher diese Straße versetzt. Ueberdem soll der Name Anian so viel als drey Brüder bedeuten, welches doch in keiner bekannten europäischen Sprache der Fall ist (Drage great Probability of a North west passage, S. 82.) Ihr Name ist auch wirklich so alt nicht, als man bisher geglaubt hat. Der spanische Kosmograph Diego Ribero, der 1529. eine genaue Charte von Amerika, so weit es damals von seinen Landsleuten erforscht war, entwarf, hatte noch nichts von Anian gehört. Ferdinand Cortez, der um eben diese Zeit schrieb, und in seinem vierten Briefe an Carl V. von einer nordwestlichen Durchfahrt überzeugt war, weiß auch noch nichts von diesem Namen. Franz Lopez de Gomara, der vor 1550 eine allgemeine Geschichte von Indien herausgab, und im 12ten Abschnitt derselben (Barcia Historiadores II S. 12.) nach wirklichen Charten und Nachrichten der königlichen Kosmografen alle Küsten, Vorgebürge und Häfen der neuen Welt, nebst ihrer Entfernung von einander anzeigt, hat den Namen Anian eben so wenig, und nur erst Reisende und Geographen fangen an, ihn gegen Ende des 16ten Jahrhunderts zu gebrauchen. Vaugondy sagt

zwar,

Aber wir kehren wieder zum de Fonte und dem ihm gewählten Wege zurück. Es scheint, daß sein See Belle, wohin er mit vermittelst des

zwar, daß Drake in seiner Reise sagen soll, er wäre 20 Meilen weit in der Straße Anian gefahren. Bey ihm fände sich also die älteste Spur dieser Benennung, ich habe aber diese Stelle nicht in seiner Reise entdecken können.

Nach der zweyten Meynung ist Anian eine Straße zwischen Asien und Amerika, unter dem 60. Gr. N. Breite, durch welche man in das amerikanische Eismeer kommen kann. Noch ist mir keine ältere Spur von der Lage der Straße Anian, im äußersten Ende der Südsee vorgekommen, als in des Ortelius Atlas von 1570 und 1584. und nach ihm liegt in ihrer Nachbarschaft ein Reich unter eben dieser Benennung. Beyde wiederholen Merkator und Hond in ihren Charten und spätere Geographen, selbst spanische Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts folgten ihnen. Wilhelm Sanson behielt zwar noch 1667. die Straße so weit nach Norden bey, wodurch die alte und neue Welt getrennt wurde, aber den Namen Anian ließ er weg, bis endlich Wilhelm Delisle auf seinen Charten alles, was jenseit Capo Blanco oder dem 42. Gr. N. auf der nordwestlichen Küste liegen sollte, nicht weiter zeichnete, auch den Namen Anian, und was man dazu bisher gerechnet hatte, unterdrückte, worin ihm auch spätere Erdbeschreiber folgten, bis seit Cooks letzter Reise die nördliche

des Flusses Los Reyes gelangte, nicht weit von dem östlichen See Velasco liegen, oder gar derselbe Binnensee seyn kann, den de Fonte bey seiner

liche Küste aus ihrer bisherigen Dunkelheit hervorzugehen anfing.

Die Anhänger der dritten Meynung haben die Straße Anian seit 1740. wieder hergestellt, aber als eine weiter südliche Durchfahrt, aus der Südsee ins Eismeer, auf der nordwestlichen Küste von Amerika, welche im 53. Gr. ihren Anfang nimmt, da wo neuere Seefahrer de Fucas Straße wieder gefunden haben. Capitain Franz Smith, der mit dem Schif Californien 1746 auf einer Entdeckungsreise in die Hudsonsbay ausgesandt wurde, hat diese Meynung zuerst geäußert, weil spanische Nachrichten in dieser Gegend eine ziemlich breite Einfahrt annahmen, auch de Fucas und de Fontes Reisen eben dasselbe bestätigen. Buache und Vaugondy setzen ebenfalls in ihren vorher angeführten Schriften Anians Straße dahin, auch Swaine Drage, der die Reise auf dem Schiffe Californien mitmachte, hat sie auf seiner Charte eben so zeichnen lassen. Mir scheint indessen die zweyte Meynung am meisten für sich zu haben, weil die Vertheidiger der letztern oder einer mehr südlichen Einfahrt der Straße Anian, diese vorzüglich brauchen, um für de Fucas und de Fontes Fahrten neue Gründe zu haben, zugleich auch die Schwierigkeiten zu heben, die andere der nordwestlichen Durchfahrt bisher entgegen gesetzt haben.

ner östlichen Fahrt leicht für ein ganz anderes Gewässer halten konnte. Den Hafen Conosset, wo er ankerte, halte ich für einerley mit der, von canadischen Pelzhändlern, genannten Insel La Coche. Von hier schifte er nach dem Flusse Parmentiere. Auch die canadischen Kaufleute bemerken einen Fluß, am nördlichen Ende des Sclavensees, aber nur dessen Anfang, weil er vor 1789 nicht befahren wurde, und dieser scheint mir der Parmentiere zu seyn.

Vermittelst dieses Flusses fand er einen andern großen See, den er seinen eignen Namen gab. Arrowsmiths Charte hat zwar keine See nordwärts des großen Sclavensees verzeichnet, aber Hearne setzt, nach indischen Nachrichten, einen großen See in dieser Gegend, der bey ihm Edland heißt, und durch einen Fluß oder einer Reihe kleiner Seen mit dem Sclavensee zusammen hängt. Den Anfang eines solchen Flusses hat auch Arrowsmith, nach den Angaben der Wilden, auf seiner Charte, hier also ging de Fonte weiter nach Norden.

Aus dem Edland oder de Fontesee kam er in die Straße Ronquillo, ohne von Wasserfällen aufgehalten zu werden, wo er Ebbe und Fluth bemerkte, auch Seefische fand. Diese Straße muß also irgendwo mit dem Meere Verbindung ha-

haben. Eine japanische Charte, welche der berühmte Kämfer, während seines Aufenthalts in Japan, erhielt, und jetzt im brittischen Musäum verwahrt wird, scheint diese Verbindung zu bestätigen. Japan liegt auf selbiger in der Mitte, und sie ist durch gemeinschaftliche Bemühungen japanischer Entdecker und Seefahrer und der Jesuiten entstanden, weil die Namen theils mit japanischen, theils chinesischen Lettern geschrieben sind. Einige glauben, sie sey zu Ende des 16ten Jahrhunderts, nach einer andern gemacht, die der Vater Ricci 1585 in Peking für den Kayser von China entwarf*).

Nach dieser Charte erstreckt sich das nordwestliche Amerika von dem Eiscap, welches Cook

auf

*) Eben diese Charte hat Herr Buache in dem vorher schon angeführten treflichen Werke Considerations geographiques etc. in den vielen beygefügten Charten n. 6. mitgetheilt. Seine Probe zeigt aber, daß ihre Verfasser freylich die in der Nachbarschaft von Japan belegenen Gegenden ziemlich richtig verzeichnet haben, die entfernteren aber, wenn man sie mit ihrer jetzt bekannten Lage und Beschaffenheit vergleicht, nicht einmal so gut vorstellen, als unser Münster in seiner bekannten und ehemals sehr gelesenen Geographie entfernte Länder schildert.

auf seiner letzten Reise im 70 Gr. 29′ N. Br. sahe, bis zum 82. Gr. Zwischen diesem Lande und der nordwestlichen Küste der Baffinsbay *) bildet das Eismeer einen großen Meerbusen, der sich nach Süden hin bis 68° 30′ Landeinwärts ausdehnt. Herr Mackenzie hat an der Mündung des nach ihm genannten Flusses auch wirkliches Meer gefunden Dieser Umstand verschaft der japanschen Charte große Glaubwürdigkeit, und man hat alle Ursache, die Richtigkeit ihrer übrigen Angaben gleichfalls anzunehmen. Dieser Meerbusen theilt sich nach der erwähnten Charte wieder in zwey kleinere Buchten oder Meerengen, davon die eine bis 65, und die andere bis 62° 30′ N. Br Landeinwärts strömt. Die Nachrichten, welche Mackenzie auf seiner Reise von den Wilden einzog, lassen sich auch auf diese Buchten deuten Sie sagten ihm, bey der Fahrt auf dem vorher genannten Flusse, 66 Gr. N. Br., daß das Meer, oder wie sie es nannten, die große See nicht weit von beyden Seiten des Flusses entfernt wäre.

Herr

*) So heißt ein großer Meerbusen, nordwärts der Straße Davis, der bis zum 78. Grad Spuren von Land zeigt, das ihn überall, außer gegen Süden, umschließen soll. Der Engländer Baffin fand ihn 1616, aber seit seiner Reise ist dieses Meer nicht weiter besucht worden.

Herr Hearne kam auf seiner Reise nach und von dem Kupferfluß (Coppermine River) *), längst den Ufern eines Sees, den die Wilden Cogead nannten. Dieser ist etwa 3 bis 4 Seemeilen breit, und von Norden gegen Süden 24 lang. Wenn meine Angaben, der wahren Lage des Flusses Parmentiere, und des Sees de Fonte, nicht ganz unrichtig sind, so glaube ich, Herr Hearne hat 1770 die Straße Ronquillo in dem See Cogead gefunden. Denn Länge und Breite beyder Gewässer sind einander gleich. Die nördlichen Wilden haben überdem ein Dorf an dem nordöstlichen Ufer des Sees, gerade in der Gegend,

wo

*) Die Officianten der Hudsonsbay-Gesellschaft am Churchilfluß hörten von den Wilden, daß gegen Norden Kupfererz in Menge gefunden worden, wovon sie bey der Factorie Proben vorwiesen. Sie sagten ferner, das Kupfer fände man an der Mündung eines Flusses, der sich in das Eismeer ergieße. Um die wahre Lage und Beschaffenheit dieses Flusses zu erfahren, ward Herr Hearne 1771 von der Factorie Churchill zu Lande mit einigen Wilden abgesandt. Er stand auf dieser Reise in den nördlichen Gegenden, jenseit des 60. Gr. N. Br., ungewöhnliche Mühseligkeiten und Gefahren aus, bis er endlich im 68. Gr. den Kupferfluß und das Meer an seiner Mündung entdeckte.

wo das Dorf lag, das dem de Fonte Nachricht von dem Bostonner Schiffe gab.

Aus den übereinstimmenden Zeugnissen der Wilden, und den mancherley Belehrungen, welche die Hudsonsbay in neuern Zeiten über die Lage der nördlichen Länder erhalten hat, erhellet, daß die Repulse Bucht *) irgendwo Gemeinschaft mit dem nördlichen Eismeer haben muß, von dessen Existenz Hearne am Ende des Kupferflusses, und Mackenzie bey der von ihm entdeckten Wallfischinsel überzeugt wurden. Durch diese jetzt unbekannte Oefnung, die, ungeachtet der angeblichen Versuche, die auf Befehl der Hudsons-Gesellschaft gemacht wurden, längst der westlichen Küste dieser Bucht eine solche Straße zu finden, dennoch vorhanden seyn kann, kam das

Be-

*) Ein ziemlich großer Meerbusen dieses Namens ward 1742 von Capitain Middleton im Norden der Hudsonsbay gefunden. Er gab ihr diesen Namen, weil er, ohne die vermeinte westliche oder nördliche Durchfahrt gefunden zu haben, wieder zurückkehren muste. Aber dennoch ist der Glaube an einer Fahrt von hier ins Eismeer noch nicht verschwunden. Middleton kann sie bey seinem dortigen kurzen Aufenthalt übersehen haben. Hingegen versichern verschiedene Wilde das Daseyn einer solchen Durchfahrt.

Bostonner Schif ins nördliche Eismeer, und konnte mit de Fonte zusammen treffen.

Da die neuern Entdeckungen in Nordamerika und Neualbion seit 1785 einen Theil von de Fonte Reise aufgeklärt haben, und man wohl annehmen kann, daß fernere Untersuchungen in dem Theil von Nordamerika zwischen der Behringsstraße und Repulsebucht, den zum Theil noch hypothetischen Ueberrest seiner Fahrt, bis an das Eismeer wahrscheinlich aufhellen werden, so verdient de Fonte keinesweges die Behandlung, die er seiner Reise wegen bisher erfahren hat. Sie ward wirklich unternommen, und wenn wir gleich noch nicht ganz zuverläßig zeigen können, durch welche Flüsse, Seen und andere Fahrwasser er so weit gegen Norden kam, so ist es doch eben so gewiß, daß er bis in die Nachbarschaft des Eismeers vordrang, das Amerika gegen Norden begränzt, und von dem hin und wieder unverwerfliche Spuren aufgefunden sind. Ferner, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Fahrzeug aus dem atlantischen Meer bis in das amerikanische Eismeer gelangte.

Man hat zwar eingewandt, es wäre nie ein spanischer Seefahrer, Namens de Fonte, gewesen. Seine Existenz kann freylich nur aus spanischen Berichten, Reisejournalen und indischen Staats-

papieren, die Ausländern bisher wenig bekannt wurden, erwiesen werden. Indessen zeigt der bekannte Amsterdammer Bürgermeister Witsen, in seinem Werke, östliche und nördliche Tartarey, daß um diese Zeit ein Seefahrer dieses Namens gelebt habe. Er sagt nemlich, er hätte ein Manuscript vor sich, von dem spanischen Seefahrer de Fonte, der im Jahr 1649, auf Kosten des Königs von Spanien dies Feuerland (Tierra del Fuego) untersuchte.

Herr Dalrymple versichert ferner, daß zu jener Zeit in oder um Boston ein Generalmajor, Gibbons, gelebt *), und wirklich eine Entdeckungsfahrt nach der Hudsonsbay unternommen habe. Auch hat ihm der berühmte Doctor Franklin vergewissert, daß der Name des Capitains Shapley, von dem de Fonte die Charten und Tagebücher erhielt, in Boston den Seefahrern gar nicht unbekannt sey, weil er ein überaus geschickter Seemann gewesen. Herr Dalrymple hat auch eine von eben diesem Shapley entworfene handschriftliche Charte von einem Theile der Küste von Neuengland, im britischen Musäum gesehen.

Der

*) Das Bostonner Schiff gehörte, nach de Fonte, einen Generalmajor, Seymor Gibbons.

Der Umstand, daß die Fluth in dem See Belle beobachtet worden, und doch bey der halben Fluth das Wasser gefallen, hat ebenfalls der ganzen Reise zum Vorwurf dienen müssen, weil man bisher dergleichen in andern Gewässern nicht gefunden hat. Ich will dagegen nur Ellis Beobachtungen anführen, der bekanntlich die Hudsonsbay, nach eigener Ansicht, beschrieben hat. Er sagt in seiner Reise unter andern vom Wagerfluß, einem der nördlichsten Ströme, oder vielmehr Meerbusen der Hudsonsbay im 66 Gr. N Br. Um das Ende der Wagerstraße zu untersuchen, wurden die Schifsböte ausgesandt, und diese ruderten immer nach Westen, bis sie sich von 10 Seemeilen Breite bis zu einer einzigen verengte. Unterdessen brach die Nacht ein, und wir wurden auf einmal von einem sehr lauten Geräusch erweckt, das dem Rauschen eines großen Wasserfalls ähnlich war. Des Morgens früh fanden wir, daß das Wasser hier bey der Ebbe auf 14 Fuß fiel, und sich durch den engen Raum von etwa 60 Ellen durchdrängen muste. Jenseit dieses Falls erweiterte sich der Fluß wieder auf 5 bis 6 Meilen, und strömte einige Meilen von Westen her, wir hoften also eine hier vermuthete Durchfahrt zu finden. Die große Schwierigkeit aber war, über den Fall zu kommen,

 bis

bis wir endlich bey halber Fluth bemerkten, daß das Wasser alsdenn, sowohl ober- als unterhalb des Falles, gleich war, und hatten das Glück, ihn den 2ten August zu passiren. Jenseit desselben stieg die Fluth nur 4 Fuß, wir sahen aber Seehunde und Wallfische. Unsere weitere Reise ward dadurch verhindert, daß der Fluß sich zuletzt in zwey kleine, seichte, also unschifbare Ströme endigte, von denen der eine aus einem ziemlich großen See entsprang.

Einen andern Einwurf gegen diese Reise haben die Kabbeljaue und Lengen geben müssen, welche Seefische man in dem See de Fonte fand, ohne daß dieser Admiral in seinem Berichte anmerkt, der See habe mit dem Eismeer Verbindung gehabt, und diese Fische müsten doch aus gesalzenen Gewässern hieher gekommen seyn. Aber Seefische sind wirklich in Menge in Binnenseen gefunden worden, in einer großen Strecke vom Meer entfernt. Man fängt z. B. Kabbeljaue und Langen in dem canadischen See Winnipeg, der 50 bis 54 Gr. N Br. nordwestwärts vom Holzsee liegt, welcher die Grenze des englischen und der nordamerikanischen Republik abgetretenen Canada bildet.

Der-

Oerternamen erhalten gewöhnlich lange Zeit die Sprache der ersten ursprünglichen Einwohner, wenn alle Spuren derselben verloschen sind. In de Fontes Reise fanden wir die Namen Conibasset, Conosset, und Mynhasset, die dem Ton nach mit der Sprache übereinstimmen, welche die Wilden der pelzreichen Küste von Neu-Albion reden. Den Beweis dazu giebt Capitain Meares bekannte Seereise, und in derselben endigen sich die meisten Oerternamen, die er auf jener Küste fand, auf et, at oder it. Ja de Fontes Mynhasset scheint beynahe die Abkürzung eines von Meares angeführten Namens Kenumahasat zu seyn. Da nun 1708, in welchem Jahre de Fontes Reise zuerst erschien, weder Neu-Albion selber, noch die Sprache der Einwohner bekannt, und es unmöglich war, daher Oerternamen für de Fontes Reise zu entlehnen, oder diese nach jener Sprache zu bilden, so giebt die Namensähnlichkeit der wenigen Worte, die beym de Fonte vorkommen, mit den Oerternamen auf der nordwestlichen Küste ebenfalls einigen Beweis für die Authenticität seines Berichts. Capitain Dunkan, einer der letzten englischen Seefahrer, nach der Küste von Neu-Albion vor dem Ausbruch der Händel mit Spanien im Nutkasunde, schloß daher aus den Namen Claa-

set, Kenumahasat, Eloiset, die er an der Küste hörte, und sich wie de Fontes Namen endigten, de Fonte müsse wirklich in diese Gegend gekommen seyn, und die von ihm vorhandene Reise sey schwerlich ein Machwerk neuerer Zeiten, und dies vermuthete er, ehe er noch bey den Charlotteninseln andere Beweise für ihre Glaubwürdigkeit entdeckte.

V.

Ueber die Einwohner der Halbinsel disseits des Ganges

oder die Indier, welche im Innern von Decan, oder in Tippo Sahebs Staaten leben.

Diese Gegenden, welche bisher weder von Handelsleuten noch Missionarien viel besucht wurden, hat der letzte Krieg der Engländer mit dem Sultan Tippo Saheb von Mysore, dem Nachfolger des berühmten Hyder Ally, bekannter gemacht. In demselben drangen englische Heere von drey Seiten über die Gebirge Gauts in Mysore, Bednor oder Canara und andere Länder des Sultans ein, eroberten dessen vornehmste Festungen, und zwangen einen der mächtigsten Fürsten von Indien, vor den Thoren seiner Hauptstadt Seringapatan zum Frieden, der ihm die Hälfte seiner Länder kostete. Seitdem haben verschiedene Verfasser als Augenzeugen diesen Krieg nebst den Eroberungen der Engländer und ihrer Alliirten beschrieben. Doch hat vorzüglich einer von ihnen, der Lieutenant Moore, der mit einem Corps Engländer die Operationen der Maratten unterstützte, die Geschichte dieses in so mancherley Betracht merkwürdigen Krieges, mit so mancherley neuen, interessanten und auf der Stelle gemachten Bemerkungen, über die Provinzen, welche er mit verwüsten half und ihre Einwohner ausgeschmückt, daß

sein Werk *) allerdings zu den vorzüglichsten Büchern gehört, die Indiens Eigenthümlichkeiten, uns andern Europäern aufklären. Da Moores Erzählung, ihres größtentheils militairischen Inhalts wegen, auch der besondern Manier, worin sein Tagebuch abgefaßt ist, indem er bald als Augenzeuge redet, bald die bekanntesten Bücher ausschreibt, und durch unerwartete Seitensprünge die Aufmerksamkeit der Leser verwirrt, schwerlich eine allgemeine Lectüre werden dürfte, so habe ich daraus nachstehenden Auszug entworfen. Darin sind verschiedene durch das ganze Werk zerstreuete Bemerkungen zusammen gestellt, einzelne Beschreibungen bald wörtlich, bald abgekürzt eingeschaltet, und überhaupt die vorzüglichsten von andern unbemerkte Data, über Sitten, Gewohnheiten der Indier und die Beschaffenheit des Landes gesammelt.

Derjenige Theil von Decan oder der Halbinsel, diesseit des Ganges, südwärts vom Flusse Kistna, welcher 16 Grad 30 Minuten nördlicher Breite anfängt, und sich in der Gestalt eines Dreyecks bis an das Cap Comorin zwischen den beyden Küsten von Malabar und Co-

*) Narrative of the Operations of Capitain Littles Detachment and the Marattah Army, against the Navab Tippo Sultan, by Eduard Moore, Lond. 1794. 4.

und Coromandel hin erstreckt, umfaßt eine Fläche von 140,000 englischen Quadratmeilen. Hievon machen die brittischen Besitzungen und die davon abhängenden Länder Tanjor, Tritchenapoly, Tinevelly, Travancore mitgerechnet, etwa 50,000 Meilen aus. Die Districte der ehemaligen patanischen Nabobs, die in diesem Jahrhundert aus mogolischen Gouverneurs der südlichen Grenzprovinzen souveraine Fürsten wurden, und jetzt mit ihren Ländern, den Maratten, dem Subah von Decan oder dem Sultan von Mysore unterworfen sind, wenigstens 6000, so daß 80,000 englische Quadratmeilen für die gegenwärtigen Besitzungen Tipos übrig bleiben.

Dieser ganze Strich Landes ist seit undenklichen Zeiten von den beyden indischen Völkerschaften den Malabaren und Canaren (Canarinen) bewohnt worden. Von Norden her drangen zwar Maratten und Mohametaner ein, doch findet noch immer eine große Verschiedenheit in Absicht der Sprache, Religion, Eintheilung der Casten, Sitten, Gebräuche und innere Verfassung unter ihnen statt. Bis um die Mitte des 16ten Jahrhunderts war hier ein einziges großes Reich vorhanden, welches von seiner Hauptstadt Bijenuggur oder Bisnagar *) am Tumbuhdra

*) Die Hauptstadt eines alten indischen Reichs, das die Länder von einer Küste der Halbinsel bis

dra den Namen führte, und zuweilen von Reisenden uneigentlich Narsinga genannt wurde. Die malabarischen Staaten, südwärts vom Fluß Caveri an beyden Küsten, standen damals zwar unter der unmittelbaren Herrschaft des Zamorin

von

bis zur andern beherrschte, und etliche hundert Jahre den Anfällen der nordwärts hereindringenden Mohametaner widerstand, heißt in der canarischen Sprache Annagundi, und ward um 1565. durch die vereinigte Macht mohametanischer Könige zerstört, und aus den Trümmern dieses gewaltigen Reichs entstanden verschiedene kleine Herrschaften, die wie Bednur, Mysore, Tanjore zum Theil noch vorhanden sind. Bisnagar war eine Stadt von ungeheurer Größe, die aber jetzt in Ruinen liegt. Ueber diese und einen Strich Landes, im Umkreise von zwanzig englischen Meilen, herrscht noch ein Abkömmling der alten Könige von Bisnagar, der aber unter mysorischem Schutze steht, und außer dem Vortheil, in seinem Namen Münzen zu prägen, etwa 250,000 Rupien Einkünfte hat. Es ist überhaupt in Indien gewöhnlich, entthronten Regenten, denen andere ihre Länder entrissen haben, einen kleinen District, oder ein Lehn, Jaghire, zu ihrem Unterhalt anzuweisen, um ihnen wenigstens den Schatten ihrer ehemaligen Größe zu lassen. So lebt noch in Seringapatan in einem besondern Schlosse die Familie der alten Rajahs von Mysore, denen Hyder Ally ihr Fürstenthum raubte.

von Calicut. Man betrachtete sie aber doch als Länder, die dem Großfürsten von Canara oder Bisnagar zinspflichtig waren.

Noch muß angemerkt werden, daß ungefähr in dem oben erwähnten Zeitpunct, die Abkömmlinge 5 muselmännischer Fürsten, den Theil vom nördlichen Decan besaßen. Von diesen Fürsten beherrschte der Adilscha die südwestliche Abtheilung oder das Reich Visapur; der Nizamscha die nordwestliche in Ahmednagur; der Amaudschahy die nordöstliche in Berar; der Buridschahy (Bureed), die Ueberbleibsel des Königreichs Beder im Mittelpunct, und der Cutubschahy in Golkonda oder Hydrabad die südöstliche Seite und die nördliche Küste von Coromandel.

Von Ehrgeiz und dem unduldsamen Geist ihrer Religion angespornt, führten diese vereinigt einen beständigen Krieg gegen Ramraja, den Hindufürsten von Bijenagur, der endlich in einer entscheidenden Schlacht an den Ufern des Kistna, im Jahre 1565, erschlagen wurde.

Zufolge dieser Begebenheit und den Unruhen im Innern über die streitige Thronfolge, wurden die Naicks oder Statthalter der größern Provinzen unabhängig. Dies war der Ursprung der neuern Hindu Fürstenthümer, Mysore, Ikeri oder Bednor, Gingie, Tritchinapoly, Tanjore und Madura. Um diese Zeit war es auch, daß

daß die tributpflichtigen Staaten der Nairen, auf der Küste Malabar, als Travancore, Cochin, Cuhrk *) mit dem Zamorin von Calicut an ihrer

*) Cuhrk oder Curga ist ein kleines unabhängiges Fürstenthum, an der östlichen Seite der Gebürge belegen, die unter dem Namen der Gauts, längst der malabarischen Küste sich von Süden nach Norden erheben, und dem Reiche Mysore bisher zur westlichen Gränze dienten. Das Land besteht aus undurchdringlichen Waldungen und rauhen Gebirgen. Die Einwohner die zur Nairenküste gehören, sind sehr kriegerisch, und können ihr Gebiet mit 12000 streitbaren Männern vertheidigen. Sonst hieß die Hauptstadt Peringapatan, jetzt hält sich der Rajah aber in Merkera auf. Sultan Tippo hatte sich vor 1790. des Landes bemächtigt, den jungen Rajah gezwungen, ein Muselmann zu werden, und Kriegsdienste unter der mysorischen Armee anzunehmen. Während des letzten Krieges der Engländer mit diesem Sultan erlangte der Rajah seine Freyheit und sein Land wieder. Tippo muste allen Ansprüchen auf dasselbe entsagen, und der Fürst steht jetzt unter dem Schutze der Engländer, die durch die Lage dieses rauhen und sehr verheerten Landes Meister aller Gebürgspässe sind, die von der Küste Malabar nach Seringapatan führen. S. Major Diroms Narrative of the Campaign in India, which terminated te War with Tippo Sultan. Lond. 1794. S. 91.

ihrer Spitze, das Joch des canarischen Reichs abwarfen, und die geschwächten Nachkommen der alten Könige von Bisnagar den Sitz ihrer Regierung nach Ponekonda verlegten, welches eine entferntere und feste Lage hatte, sowohl um den Angriffen ihrer mohametanischen Nachbaren zu widerstehen, als auch um den aufrührischen Geist ihrer eigenen Unterthanen im Zaum zu halten.

Nach vielen mislungenen Versuchen und Theilungstractaten zwischen den 5 mohametanischen Fürsten, um die schwachen Ueberreste des Reichs Bisnagar, welches auch damals den Namen Canara zu führen pflegte, zu erobern, gelang dies endlich zweyen von ihnen, denen von Visapur und Hydrabad, in den Jahren 1650 und 58. Der Sultan von Visapore unterjochte mit Hülfe des Sahu Bosla, (Vater des berühmten Sevagi, der den jetzigen Staat der Maratten von Purnah gründete), die mittlern Provinzen von Decan, zwischen Carnatik Balagaut, den östlichen und westlichen Gauts, welche nachmals Bejapour oder das Reich Visapur genannt wurden. Alsdenn zog er diese Gebirge hinab nach Payengaut, oder dem heutigen Karnatic, und bezwang die kleinern Fürstenthümer Gingie, Tritchenapoly und Tanjore.

Die beyden Fürsten von Visapur und Hydrabad genossen indessen nur kurze Zeit die Früchte

te ihrer Siege, südwärts des Kistna. Denn in den Jahren 1686 — 87 wurden ihre Länder wiederum von dem mächtigern Großmogul Aurungzebe verschlungen, und in Subahschaften oder Provinzen, nach ihren damaligen Grenzen und Benennungen umgeschaffen. Mit dem einzigen Unterschiede, daß, nachdem 1688 die mogolische Eroberung von Carnatic vollendet war, die davon abhängigen Districte, sieben an der Zahl, zu der Subahschaft Hydrabad oder Golconda, und nicht zu Visjapur geschlagen wurden. Eigentlich aber pflegten die Mogolen in den Finanzregistern ihres Reichs zu den beyden Provinzen Visapur und Hyderabad Districte zu rechnen, über die ihre Herrschaft sich nie erstreckte. So betrachtete man die Rajahs von Tanjore und Tritschenapoly, als tributpflichtige Vasallen von Hydabad. Indeß Mysore, Bednor, Sunda, Chittledurg und andre mehr für abhängig von Visapur gehalten wurden.

Was die malabarischen Staaten anbetrift, so waren diese nicht einmal den Namen nach dem Großmogul und seinen Ministern bekannt, sonst hätte man sie gewiß, wie so viele andre, in des Kaysers Büchern aufgeführt, und zwar mit Ansetzung eines ungeheuren Tributs, um die Habsucht seiner Generale und Nachfolger zu reizen, die vermeintlich verdienstliche Eroberung von

Hin-

Hindostan zu vollenden, und so viele Ungläubige den mahomedanischen Glauben zuzuwenden.

In dem ganzen oben beschriebenen Strich Landes *) redete man die canarische, telingische und malabarische Sprache; die beyden erstern in dem Theil von Canara, welcher Balagaut genannt wurde, oder mitten in den Gautgebirgen liegt; die letztere zwischen dem Gebirge Gaut und der westlichen Küste. Die Sprache der östlichen Küste wird zwar auch malabarisch genannt, eigentlich aber müßte sie die tamulische heißen, und ist eine Vermischung der canarischen und telingischen Sprache. Alle diese Sprachen haben im Grunde so viel Aehnlichkeit mit einander, daß man sie sogleich für Sprößlinge eines gemeinschaftlichen Stammes erkennt, obgleich der Zeitpunkt, wo sie anfingen, von einander abzuweichen, zu entfernt ist, um leicht bestimmt zu werden **).

Die

*) Er war bis 1792. größtentheils zwischen der englischen Präsidentschaft Madras und dem Sultan Tippo vertheilt.

**) So viel auch bisher über die Sprache der Hindus oder der Einwohner von Indien geschrieben worden, so wenig Zuverläßiges kann ein Europäer, zumal wenn ihn kein einziger der verschiedenen indischen Dialecte bekannt ist, aus allen diesen Nachrichten erfahren. Die Sache selbst ist auch mit außerordentlichen Schwierig-

Die Schriftzüge, deren sich die Canarinen und Malabaren bedienen, scheinen, wie ihre Sprache, einen gemeinschaftlichen Ursprung zu ha-

rigkeiten verknüpft, und wird immer halb dunkel bleiben, bis einmal ein muthiger Vorurtheilsfreyer Sprachforscher, einzig zu diesem Zweck, die verschiedenen Gegenden Hindostans bereiset. Das Schanskrit oder die Sprache der alten heiligen Bücher in Indien ist zwar die Mutter aller der verschiedenen Dialecte, welche in Bengalen, Decan und in den Ländern am Indus gesprochen werden. Diese aber haben durch Zeit und äußere Umstände mannigfaltige Abänderungen erlitten. Hindostan war immer in einer Menge großer und kleiner Länder vertheilt, die nicht immer gleiches Verkehr mit einander unterhielten, und dadurch die Scheidung der Sprachen allmählich vermehrten. Die Hindus waren in ihrer Ausbildung sehr von einander unterschieden, und sind es noch, daher blieb bey einigen Völkerschaften die Sprache roh und arm, oder ward aus Mangel an Büchern, die den Gang der Sprache richten oder einschränken konnten, willkührlich verändert. Dazu kam noch, daß seit den ältesten Zeiten fremde Eroberer, Araber, Perser, Tartaren, Portugiesen und Engländer Hindostan theilweise oder ganz eroberten, eine neue Religion, neue Sitten und Gewohnheiten mitbrachten, neue Worte und Wendungen in die alte Sprache mischten. Herr Moore versichert, daß die marattische Sprache, die er bey seinem langen Aufenthalt unter dieser Na-

haben. Sie fangen von der linken Seite an, wie wir. Die Malabaren schreiben mit einem eisernen Griffel auf Blättern des Palmyrabaums,

Nation erlernte, diese fremden Vermischungen am meisten aufgenommen habe, und daß ein Maratte, dem zum erstenmal im Gespräch ein fremdes englisches, portugiesisches oder anderes Wort auffällt, sich sogleich nach dessen Bedeutung erkundigt, und es alsobald in seiner Mundart, verstümmelt oder unverstümmelt, aufnimmt. Auf diese Weise wird seine Sprache zu allen Zeiten bereichert, zugleich aber ein einheimisches gleichbedeutendes Wort aus derselben verdrängt. In dem oben näher bestimmten Theil von Decan sind außer der sogenannten mohrischen oder der Sprache der mahometanischen Eroberer folgende sehr mit einander verwandte indische Dialecte vorhanden: 1) der Marattische, der nicht nur in den Ländern am Kistnafluß geredet wird, sondern sich auch durch die Eroberung der Maratten sehr weit Nordwärts von Hindostan verbreitet hat. 2) Der Tellinga oder warugische Dialect, auf der Küste Orixa, unter den eingebohrnen Unterthanen des Nizam und der Küste Coromandel. 3) Der Malabarische oder Telugische in den von Carnatic abhängenden Reichen Tanjore, Madura ꝛc. und auf der gegen über liegenden malabarischen Küste, wiewohl hier verschiedene besondere Mundarten seyn sollen. 4) Der Canarische. In der Provinz Bednore, in Mysore, und überhaupt den innern Gegenden der Halbinsel, welche

der gewöhnlich der Brabbaum genannt wird. Das Blatt ist etwa zwey Zoll breit, und hat viele Falten, die durch eine Schlinge am Ende locker zusammen gehalten werden. Man hält es in der linken Hand, und diejenigen, welche das Schreiben als Gewerbe treiben, haben in dem Nagel des Daumens dieser Hand einen Einschnitt, um den Griffel zu lenken und aufzunehmen. Sie schreiben unglaublich geschwinde, und verzeichnen nicht allein unbedeutende Dinge, sondern sogar die Berechnungen der Staatseinkünfte, und öffentliche Angelegenheiten auf diese Weise.

In öffentlichen oder wichtigen Geschäften schreiben die Canariner, wie ich glaube, auf gewöhnlichem Papier. Zu ihren gewöhnlichen Gewerben aber bedienen sie sich eines weißen Stifts und schwarzen Papiers, oder vielmehr eine Art Zeug, welches einigermaßen auf die Weise bereitet wird, wie unser Slatepaper *). Der Stift

von Osten und Westen durch die Gebirge Gauts eingeschlossen sind. Von dieser letztern Mundart sind die wenigsten Nachrichten vorhanden, weil in neuern Zeiten wenig Handel mit Canara, so viel die Meeresküste betrift, getrieben wurde, auch in das Innere des Landes vor dem letzten Kriege höchst selten Europäer kamen.

*) Dies etwas dickere, schwarze Papier wird in Eng-

Stift ist eine Substanz, beynahe wie Walkererde. Ein großes Buch besteht aus einem einzigen Stück dieses Papiers, welches hin und her gefaltet und zehn bis zwölf Ellen lang ist.

Die Art, wie sie ihr Papier bereiten, ist folgende, und eben so einfach, wie die meisten Arbeiten orientalischer Völker. Ein flacher Brunnen, von etwa acht Fuß im Durchschnitt, wird ungefähr vier Fuß ausgegraben und mit Muschelkalk ausgefüttert. In der Mitte desselben ist ein Klotz von hartem Holz befestigt. Ein schwerer Hammer oder hölzerner Klöpfel liegt auf der Mauer des Brunnens ziemlich im Gleichgewicht, so daß ein Mann, der mitten darauf steht, durch Aufheben des einen oder andern Fußes ihn in Bewegung setzen kann. Der Kopf desselben fällt auf den vorhin erwähnten Klotz, und zermalmt die zum Papier bestimmten Materialien zu einem Brey, indem ein zweyter Mensch im Brunnen bleibt, um diese Materialien beysammen zu halten. Alte Kleider, alte Zelte sind am leichtesten zu bearbeiten, wenn man sie aber nicht bekommen kann, nimmt man die Rinde gewisser Sträucher, die eben wie die Kleider zuvor abgewaschen und einige Tage in Wasser geweicht

wird.

England zu eben dem Behuf gebraucht, wozu uns die Schiefertafeln dienen. Man hat davon Taschenbücher.

wird. Wenn die Masse hinlänglich zermalmt ist, wird sie mit der erforderlichen Quantität Wasser in Behältern, mit Muschelkalk bekleidet, vermischt, und hier tauchen die Arbeiter ihre Formen hinein, und die Masse, die sich daran hängt, wird sogleich Papier. Andre Leute nehmen es den erstern ab, ziehen es noch einmal durchs Wasser, und hängen es zum Trocknen auf. Eine Quantität Gummi Arabicum wird in das Wasser gethan, das den Brey anfeuchten muß, nebst etwas aufgelößten Alaun. Die Formen der Arbeiter sind aus dünnen Spähnen, von Bambusrohr verfertigt. Der Baum, aus dem das sogenannte Gummi Arabicum quillt, wächst überall häufig in dem obern Theil des Landes, zwischen Seringapatnam und Puhna. Er war uns unter dem Namen Bahbuhlbaums bekannt, und wir fanden das Holz vorzüglich brauchbar zu Pflöcken und Klöpfeln. Der Stamm wird selten stärker, als eines Mannes Lende, die Blätter sind schmal und dünn, und die Zweige voller Dornen. Wenn man einen Einschnitt macht, quillt das Harz hervor, aber auch ohne Einschnitt bahnt es sich einen Ausweg und dringt durch die Rinde. Die Eingebohrnen sammeln es zu verschiedenem Gebrauch, und man kann es in jedem Marktflecken kaufen.

In Friedenszeiten ist in diesem Lande ein Ueberfluß an Ochsen und Schaafen, letztere zum

Essen

Essen und erstere zur Arbeit, denn die Canarier essen weder Rind- noch Schweinefleisch. Getraide und Hühner sind sehr häufig; zahme Enten, Gänse und Truthühner aber nicht. In den Wäldern und Bergen halten sich Tieger, Bären und andre wilde Thiere auf. Vom Katzengeschlechte findet man hier Tieger und Luchse, aber keine Hunde. Wölfe, Hyänen, Schakalle und Füchse findet man auf allen Bergen, und sie erregen viel Vergnügen beym Jagen.

Verschiedene Gattungen vom Rehgeschlecht sieht man in freyen Gegenden täglich in großen Heerden. Einige derselben sind sehr groß und schön, mit langen zackigten Geweihen und schwarzen weisgefleckten Fellen. Sie sind so schnellfüßig, daß man sie vergebens verfolgt, und dabey so schüchtern, daß man sie sogar selten mit der Flinte erreicht. Elennthiere sollen auch da seyn, ich habe aber selbst keine gesehen.

Pfauen, Rebhühner, Wachteln, Schneppen, Tauben, Taucher und andere delikate eßbare Vögel sind in Menge vorhanden. Ihre Fasanen sind nicht eßbar, und haben auch nicht das schöne Gefieder, wie unsre europäischen, aber ihre Waldhähne sind beynahe von eben der Güte. Ein Vogel, mit Namen Curmoa oder Florakin, wird für einen großen Leckerbissen gehalten, so wie noch ein anderer, dessen Namen ich vergessen habe, und der größer als ein Trut-

hahn ist. Haasen sind häufig, Kaninchen aber nicht. In den Teichen findet man viele Gattungen wilder Enten und andre Wasservögel. Das Wasser scheint an Fischen ebenfalls reich zu seyn. Die Menge anderer Lebensmittel aber, und die Einfachheit der Lebensart macht, daß man sie selten fängt, worin auch die Einwohner wenig Geschicklichkeit besitzen. Wir brachten mehrere Monate in einer volkreichen Stadt zu, nahe bey einem großen Flusse und konnten doch nur selten Fische bekommen, obgleich wir sie gerne bezahlt hätten.

In guten Jahren ist der Preis der Lebensmittel folgender: Eine Ochsenlast, von 70 bis 80 Pfunden, Jowary oder Guineisch Korn oder Türkischer Weizen, welches reichlich zum Unterhalt einer Familie von 6 Personen auf 4 Wochen hinreicht, gilt eine Rupie, und 4 Schaafe oder 20 Hühner eben so viel. Schaafe konnten wir oft für eine halbe Rupie das Stück erhalten.

Früchte und Gemüse sind weder von so großer Mannigfaltigkeit noch Güte, als man es erwarten könnte, wo sie einen so großen Theil der Speisen ausmachen.

Plentins müssen sowohl ihres Geschmacks als ihrer Nutzbarkeit wegen, eine der ersten Stellen einnehmen. Mangos sind in großem Ueberfluß, aber nicht von der Güte, wie in Bombay, Goa und an andern Orten der malabarischen

schen Küste. Sie sind frisch ein sehr wohlschmeckender Zusatz zu den einfachen Mahlzeiten der Eingebohrnen. Man pöckelt sie ein, braucht sie auch statt Eßig, indem sie die einzige Säure sind, die man außer Tamarinden hat. Sonst könnten sie Eßig mit leichter Mühe erlangen, wenn sie, wie in vielen Gegenden von Indien gebräuchlich ist, den Saft des Cokos oder Dattelbaums mit etwas groben Zucker, einige Tage in der Sonne gähren ließen. Diesen Saft, den die Indier Tarri Niera oder Sindi und die Engländer Toddy nennen, erhält man, wenn man einen irdenen Topf an einem Zweig hängt, von dem die erst aufsprossende unreife Frucht abgeschnitten ist. Trinkt man diesen Saft vor Sonnenaufgang, so hat er einen süßen lieblichen Geschmack, er ist auch sehr kühle und gesund. In wenigen Stunden aber wird er durch eine heftige Gährung berauschend, und von den geringern Volksklassen im Uebermaaß genossen. Durch Distilliren erhält man aus ihm ein spirituöses Getränk. Der Saft wird zweymal täglich, um Sonnenauf- und Untergang, gesammelt, jedesmal etwa ein halbes Maaß.

Die übrigen Früchte hier sind Muskat- und Wassermelonen, Granatäpfel, Trauben, Ananas, Limonien, Custardäpfel, Guavas und andere geringere Sorten. Ananas und Trauben werden selten zu Markte gebracht. Cokosnüsse

und Datteln sind in großer Menge, und werden als Handelsartikel nach der Küste gebracht. Ehedem glaubte man, die Cokospalme könnte nur an der Seeküste gedeihen. Wir haben indessen ganze Wälder davon im Mittelpunkt der Halbinsel, 150 Meilen von der Küste in sehr blühendem Zustande gesehen.

Es giebt vielleicht in der ganzen Welt keinen Baum oder irgend ein anderes Produkt von so mannigfaltigem Nutzen, als der Cokosbaum.

Sein Stamm wird zum bauen gebraucht, und giebt, wenn er einige Jahre gelegen hat, ein hartes, dauerhaftes Holz. So lange dies aber grün ist, taugt es nicht viel, indem es mehrentheils aus Mark und zerbrechlichen Fasern besteht. Die meisten Häuser von Indien werden mit Cokosblättern gedeckt. Sie sind 6 bis 7 Fuß lang, und werden dann erst zum Gebrauch tauglich, wenn man alle die schmalen Streifen, die an beyden Seiten der Hauptstengel hervorstehen, zusammen flicht. Nicht allein die Häuser der Aermern sind mit diesen Dächern versehen, sondern auch die Landhäuser der Reichen, die ein solches Kadjandach jedem andern der Kühle wegen vorziehen. Es muß alle Jahr vor Eintritt des periodischen Regens erneuert werden, und so heftig diese auch immer sind, so dringen sie doch nie durch ein Dach, welches auch nur allein aus Cokosblättern besteht. Zwey

zu-

zusammen geflochtene Blätter dienen auch bey heissem Wetter zu einem kühlen und erquickenden Lager. Die Frucht wird auf die mannigfaltigste Art gebraucht, die man sich nur denken kann. Die äußere Hülse liefert, wenn sie eine Zeitlang in Wasser geweicht wird, eine Menge Fasern, aus denen man Stricke aller Arten, vom feinsten Bindfaden bis zum dickesten Ankertau verfertiget. Alles Takelwerk der einländischen Schiffe ist blos von Kogiar (Coir), wie man hier das Thauwerk aus Cokosfasern nennt. Die besten Stricke dieser Art werden auf der malabarischen Küste zu Anjengo und Cochin von den Lackedevynüssen verfertigt, mit welchen dort ein großer Handel getrieben wird. Auch die Schaale wird häufig genutzt, aus zwey Drittheilen derselben macht man Becher oder Schaalen, und das letzte Drittel giebt mit Hülfe eines Stiels einen Löffel ab. Der Kern der Nuß ist ein allgemeines Nahrungsmittel der Eingebohrnen, und ihr Saft giebt indischen Mahlzeiten die vornehmste Würze. So lange die Nuß grün oder noch nicht völlig reif ist, enthält das zarte weiche Fleisch beynahe ein halbes Maaß Milch, welches dennoch klar, wie das reinste Quellwasser ist. und bey heißem Wetter ein herrliches kühlendes Getränk abgiebt. Ein in Ost- und Westindien wohl bekanntes Gericht, welches die Europäer gewöhnlich sehr gern essen,

und Curry genannt wird, kann nicht ohne Cokosnuß bereitet werden. Man bewahrt und trocknet die Nuß auch zu allerley Küchengebräuchen. Cokosnußöl, welches vorzüglich hell und rein ist, wird durchgängig in ganz Indien zum brennen oder erleuchten gebraucht. Es wird durch Pressen herausgezogen, und das, was nach dem Pressen übrig bleibt, ist ein gutes Futter für das Vieh, und wird sogar in theuren Zeiten von armen Leuten gegessen. Das Oel der Cokosnuß hat medicinische Kräfte, und ihm verdanken die indischen Schönen die glänzende Schwärze ihres Rabenhaars. In seinem natürlichen Zustand hat es aber einen widrigen Geruch, und wird daher gewöhnlich, ehe man es braucht, mit wohlriechenden Essenzen vermischt.

Wenn man die junge unreife Frucht von dem Stamm schneidet, quillt ein liebliches, süßes Wasser hervor, welches unter dem Namen Tarri oder Toddi bekannt, und schon vorhin erwähnt ist. Ein Mensch, der einigermaßen mäßig lebte, und wöchentlich zweymal ein halbes Maaß davon tränke, würde nur selten die Hülfe des Arztes bedürfen. Diejenigen Bäume, denen man den Saft abzapft, tragen keine Früchte, indem die Säfte dadurch verlohren gehen, die den Kern nähren sollten. Die Becker in Indien bedienen sich dieses Saftes, anstatt des Sauerteiges.

Der Kokosbaum wird sehr alt, und erreicht seine völlige Reife nur nach einer langen Reihe von Jahren, welches der zuverlässigste Maaßstab von der Lebensdauer der meisten Produkte des Pflanzen- oder Thierreichs ist. Wenn man eine Cokosnuß zwey Fuß tief unter die Erde steckt, so sprossen die Blätter in ihrer ganzen Länge in einem oder zween Jahren hervor, ehe irgend etwas von dem Stamm erscheint. Dieser zeigt sich sogleich in seiner ganzen Dicke, und nimmt, so lange er wächst, welches bis zu einer Höhe von 50 bis 60 Fuß geschieht, nur allein an Länge zu. Wenn man seinem Wachsthum keine Hindernisse entgegensetzt, strebt er vollkommen gerade empor, ohne irgend einen andern Auswuchs, außer an der Spitze, wo 15 bis 20 Blätter sitzen, nebst den Früchten, die auf einem Ast wachsen, der so lang und stark als ein Mannsarm ist. Die Hülle, welche die junge Frucht umschließt, und oben in den Stamm sitzt, ist das eßbare Produkt, welches man mit dem Namen des Kohls belegt, mit dem es viel Aehnlichkeit hat, und wie jener gegessen wird. Die Wurzeln der Cokospalme sind sehr schwach und liegen nahe an der Oberfläche des Bodens, so daß ein Elephant den Baum leicht umstoßen, oder ein Sturm ihn umwehen kann. Der Stamm des Baums ist einige Fuß über der Wurzel nicht dicker, als ein Mann im Leibe, und bleibt beynahe gleich stark bis an die Spitze.

Da dieser Baum so gerade und ohne Zweige ist, sollte man denken, es müßte sehr beschwerlich seyn, ihn hinan zu klettern. Die Leute aber, die den Saft abzapfen, ersteigen ihn mit Hülfe eines Stricks, den sie sich um beyde Arme dicht an der Hand binden, und vermittelst dessen sie sich etwa drey Fuß hoch auf einmal hinauf schwingen. Mittlerweile unterstützt ein zweyter Strick, der von dem Knöchel des einen Fußes bis zu dem Knöchel des andern geht, die Last des Körpers, indem die rauhe Beschaffenheit des Baums die Stricke nicht so leicht hinunterschlüpfen läßt.

Der höchste Baum wird auf diese Art in weniger als einer Minute erstiegen. Der Kletterer ist bey diesem Geschäfte mehrentheils ganz nackend, ein Tuch um die Mitte des Leibes und einen Gürtel ausgenommen, an dem ein langes krummes Messer hängt, um den Stamm damit zu schaben, welches oft geschehen muß, und eine Kürbisflasche, um den Saft aufzufangen. In einigen Bäumen sind Einschnitte, wie Stufen, die das Aufsteigen erleichtern, es soll aber dem Baum nachtheilig seyn, dergleichen zu machen.

Unten herum pflegt man den Baum mit Pech oder Theer zu bestreichen, welches durch die Sonnenhitze immer weich und geschmeidig erhalten wird, und die Ameisen und andre Insekten

sekten verhindert, hinauf zu kriechen, und den Saft auszusaugen, auf den sie sehr erpicht sind. Auch die Krähen sind sehr gierig darauf, und saufen zuweilen, bis sie ganz toll und voll niederfallen. Die Affen sind niedrigen Bäumen ebenfalls sehr lästig.

Reis wird gewöhnlich nicht in Canara gebaut, und eben so wenig Gram (eine Art Futter, welches man in Indien den Pferden giebt; es ist eben das, was in Indien die Taubenerbse (Pigeonpea) genannt wird). Das gewöhnliche Getraide in dieser Gegend von Indien ist Jovary oder Guineisch Korn, welches man in Westindien den Negern giebt, und für sehr nahrhaft hält. Die Pferde werden gemeiniglich mit Cuhlty (eine Gattung kleiner Bohnen oder Wicken) gefüttert, und befinden sich wohl dabey.

Türkischer Waizen und Zuckerrohr gedeihen gut, und würden wahrscheinlich bey einer sorgfältigern Behandlung die Vollkommenheit erreichen, zu der sie in Ländern, wo der Ackerbau blühender ist, gelangen. Waizen habe ich südwärts von Kistna nie gesehen, wahrscheinlich wird er aber in ruhigern Zeiten gebaut.

Affen sind sehr häufig, und durch ihre Größe und widrige Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt, vorzüglich ekelhaft. Man findet auch mehrere Gattungen Eichhörner, die sehr niedlich und klein sind, und sich leicht zähmen

men lassen. Der wunderschöne kleine Vogel, welcher den Namen Baya führt, und wegen der hängenden künstlichen Nester, die er an den äußersten Spitzen der Baumzweige befestigt, so oft von Reisenden angeführt wird, ist hier sehr gemein, und verdient seiner Geschicklichkeit und Sagacität wegen, bemerkt zu werden. Dieser Vogel ist etwas größer, als ein Sperling, von gelblich brauner Farbe, Kopf und Füße sind gelblich, die Brust weißlich und der Schnabel dick und spitzzulaufend. Das Thierchen ist sehr leicht zu zähmen, und lernt leicht auf seines Herrn Hand sitzen; ist vorzüglich klug und treu, und verläßt nur höchst ungern den Ort, wo seine Jungen ausgebrütet wurden. Gewöhnlich wählt er, um sein Nest zu bauen, den höchsten Baum, den er finden kann, einen Palmyra oder indianischen Feigenbaum, und giebt dem den Vorzug, dessen Aeste über einen kleinen Bach oder Brunnen hängen. Er verfertigt sein Nest aus künstlich zusammengewebten Grashalmen, giebt ihm die Gestalt einer Bouteille, die er fest an den Zweigen anhängt, doch so, daß der Wind das Nest hin und her wiegen kann. Die Oeffnung ist unterwärts, um seine Brut vor Raubvögeln zu sichern. In dem Neste sind mehrere Abtheilungen, und es ist ein populärer Aberglauben, daß der Vogel diese mit einigen leuchtenden Insekten erhellt, die er mit feuchtem Thon

oder

oder Kuhmist anklebt. Es ist unleugbar, daß diese oft in seinem Neste gefunden werden, wie auch Stückchen Kuhmist, wahrscheinlich aber bedient er sich ihrer blos zur Nahrung. Uebrigens giebt es keine Insekten dieser Art, in dem Theil von Indien, von dem jetzt die Rede ist, die man nur jenseits der Gauts findet. Man lehrt diesem Vogel mit geringer Mühe ein Stückchen Papier oder sonst eine Kleinigkeit hohlen, die ihm sein Herr zeigt. Es ist sogar ein wohlbestätigtes Faktum, daß wenn man einen Ring in einem tiefen Brunnen fallen läßt, der Vogel auf ein gegebnes Signal, mit unglaublicher Geschwindigkeit hinunter fliegt, den Ring auffängt, ehe er das Wasser berührt, und ihn mit augenscheinlichem Triumph seinem Herrn zurückbringt. Auch wird behauptet, daß wenn man ihn ein Haus ein oder ein paarmal gezeigt hat, er mit großer Pünktlichkeit einen Brief, nach einem gegebenen Zeichen, dahin abliefert. Ein Beyspiel seiner Gelehrigkeit kann ich indessen mit großer Zuverläßigkeit anführen, indem ich selbst häufig ein Augenzeuge davon gewesen bin. Die jungen Hindu Frauenzimmer in Benares und andern Orten tragen dünne Goldplätchen, die sie Tikas nennen, leicht befestigt, als Zierrathen zwischen den Augenbraunen, und wenn sie durch die Straßen gehen, so pflegen die jungen lockern Gesellen, die zu ihrem Zeitvertreibe Bayas abrich-

ten, diesen ein Zeichen zu geben, die Goldplätchen von den Stirnen dieser Damen zu rauben, welche sie sogleich vollstrecken, und die Beute im Triumph den Liebhaber übergeben.

Die gewöhnlichen Speisen der Bayas in ihrem wilden Zustande sind Grillen und Heuschrecken, wenn man sie zähmt, nähren sie sich gern von Hülsenfrüchten, in Wasser ausgequollen. Das Fleisch dieses Vogels ist gesund und leicht zu verdauen; Kranken wird es als ein Auflösungsmittel für Steine in den Nieren empfohlen. Doch bedarf diese Eigenschaft noch Bestätigung Das Weibchen legt eine Menge schöner Eyer, die wie große Perlen aussehen. Sie haben einen vorzüglich angenehmen Geschmack, und das Weiße wird, wenn es gekocht ist, ganz durchsichtig.

In der Arzneykunde sind die Einwohner sehr unwissend, und von zusammengesetzten Heilmitteln wissen sie gar nichts, doch haben sie einige Kenntnisse von einfachen Mitteln, und bey ihrem milden Clima und ihrer simpeln Lebensart bedürfen sie auch selten der Hülfe des Arztes. Ein sehr würksames Heilmittel bey Fiebern findet man häufig an jeder Landstraße, es sind die getrockneten und pulverisirten Blätter eines Strauchs, den selbst unsre Aerzte mit gutem Erfolg in Fiebern, anstatt Chinarinde, gebrauchen. In Behandlung venerischer Krankheiten sind sie sehr ungeschickt, und ungeachtet

auch

auch diese, aus den oben angeführten Ursachen, hier in einer minder schrecklichen Gestalt erscheinen, so macht diese Seuche doch die meisten Verheerungen unter ihnen.

Die Einimpfung der Blattern ist nicht bekannt, wie ich glaube. Die natürlichen sind aber auch selten gefährlich, und ich habe nur wenige Menschen gesehen, die die Spuren zusammengefloßner Pocken an sich trugen. Opium wird häufig, nicht als Arzneymittel sondern zum Vergnügen, genommen. Laudanum ist unbekannt. Sie bereiten und gebrauchen Salmiak, wissen aber wenig von dessen Eigenschaften.

Skorpionen sind hier in großer Menge, ausnehmend groß und ganz schwarz; ihr Stachel ist aber mehr schmerzhaft als gefährlich. In diesen Fällen schneiden die Canaren die Wunde aus, reiben sie mit heißem Cokosnußöl und belegen sie mit Kuhmist. Letzteres geschieht sehr häufig, und ist ein gutes Erweichungsmittel. Die einzige Schlange, deren Biß tödlich ist, wird von dem Portugiesen, wegen einer Haube, die sie auf den Kopf hat, Cobra de Capello genannt. Diese Schlange ist sehr schön und 5 bis 6 Fuß lang, und öfters drüber. Sie findet besondern Geschmack an der Musik, indem sie sogleich bey dem scharfen Ton eines Blaseinstruments den Kopf in die Höhe hebt, und ihre Haube oder Krone ausbreitet. Viele Leute verschaffen sich

ihren Unterhalt, indem sie eine Anzahl dieser Schlangen in einem Korbe herum tragen, und nach irgend einer Musik, zur Belustigung der Zuschauer, herumtanzen lassen. Diese Schlangen, die man so zur Schau herum trägt, sind ganz unschädlich, und können ohne Gefahr angegriffen werden, welches, wie man sagt, davon herrühren soll, daß man ihnen einen gewissen Stein unter der Zunge genommen hat, der auch ein trefliches Gegengift gegen ihren Biß seyn soll.

Leute, denen häufig Federvieh wegkömmt, und die eine Cobra de Capello in Verdacht haben, schicken nach einem dieser Schlangenführer, der in der Gegend so lange herumpfeift, bis das Thier zum Vorschein kommt, und es sodann ohne Scheu ergreift, und in seinen Korb steckt, auch weiter keine Belohnung, als die Schlange selbst, für seine Bemühung empfängt. Sowohl die Hindus als die Mahomedaner haben eine große Ehrfurcht für diese Thiere. Von den erstern pflegen oft Fakire und alte Leute, die sich von der Welt zurückziehen, bey ihren Hütten eine dieser ungeheuren Schlangen zu halten, und täglich zu füttern, die bald ganz zahm, und von ihren abergläubischen Verehrern als die Beschützer ihres Lebens und Vermögens gehalten werden.

Man hat kürzlich die Entdeckung gemacht, daß ein jedes flüchtiges Alkali ein treſliches Mittel ist, um die Würkungen des Giftes zu unterdrücken, und viele wiederhohlte Erfahrungen haben den Satz bestätigt. Giebt man dieses Mittel bald nach dem Biß ein, so wird die Cur in wenig Minuten vollendet, und auf alle Fälle, wenn der Patient nur die Arzney hinunter schlucken kann, wird die tödliche Krankheit verhindert. Funfzig bis sechszig Tropfen in einer hinlänglichen Quantität Wasser ist eine Dosis, und hilft sogleich. Ist es lange nachher, so muß man die Arzney öfter nehmen, und ein Bäuschgen mit dem Alkali angefeuchtet und auf die Wunde gelegt, befördert die Cur.

Die Baukunst scheint unter allen schönen Künsten diejenige zu seyn, in der die Bewohner dieser Gegenden einige Fortschritte gemacht haben. Einige ihrer Pagoden sind auch mit vieler Urtheilskraft aufgeführt und mit Geschmack ausgeziert. Doch scheinen alle ihre Kunstwerke dieser Art aus ältern Zeiten herzustammen, denn die beynahe unaufhörlichen Kriege, die seit vielen Jahren diese unglücklichen Länder verheerten, erlauben den Einwohnern nicht, sich mit den sanften Künsten des Friedens zu beschäftigen.

Ein milder Himmel, schöne Weiber und reizende Gegenden, scheinen überall das Feuer der Dichtkunst anzufachen, und den Musen Vereh-

rer

rer zu verschaffen, aber hier sind die Männer von Natur entweder zu stumpf, oder die Unruhen des Krieges haben auch in diesem Stück jedes sanftere Gefühl erstickt, denn die Dichtkunst ist hier völlig unbekannt. Natürlicherweise findet auch keine Verfeinerung in dem Umgange beyder Geschlechter statt, und der rohe Canare sieht ohne Empfindung die schöne Gefährtin seines Lebens unter dem Druck jeder Art von Arbeit gebückt herumschleichen, und wenn sie seine Mahlzeit bereitet hat, ißt er für sich im mürrischen Schweigen, und überläßt sie ihrem einsamen Mahl. Nähren sie sich von dem Ertrag eines Gartens, so muß die Frau ihn bauen, indem er müßig und von Opium betäubt zu Hause sitzt, und sie bey ihrer Zurückkunft nicht eines aufmunternden Blickes würdigt. Auf Reisen besteigt er seinen Ochsen, indeß sie mit einem Kinde auf dem Arm hinterher keucht, um das Thier fortzutreiben, ohne daß es ihm einfällt, ihre Last zu erleichtern, oder ihr das Pfand der einzigen Leidenschaft, deren er fähig scheint, einmal abzunehmen.

Die Weiber sind hier kleiner, als in andern Gegenden Asiens, von ausnehmend schönem Gliederbau, und besitzen eine gewisse feine Lebhaftigkeit in ihren Zügen, die sie ausnehmend anziehend machen. Schwarze Haare und wunderschöne schwarze Augen sind in Asien allgemein.

gemein. Dabey ist die Haut der Weiber weisser und reiner, als gewöhnlich in so südlichen Provinzen, welches mit dem schmachtenden Feuer ihrer Augen einen schönen Contrast macht.

Man wirft ihnen vor, daß sie dem Ehebunde nicht vorzüglich treu seyn sollten, doch darf man sie deshalb nicht zu strenge tadeln, indem Schmeicheleyen und Aufmerksamkeiten, deren sie so wenig gewohnt sind, einen besondern Reiz für sie haben, und bey ihrer vernachläßigten Erziehung die schwachen Bollwerke des Vorurtheils oder Pflichtgefühls leicht untergraben müssen. Bey einer sanften, zärtlichen Behandlung hingegen sind sie der reinsten Dankbarkeit fähig.

Die allgemein herrschende Mode der Weiber, sich die Zähne mit Antimonium schwarz zu färben, die schon in früher Jugend vorgenommen wird, ist für das Auge eines Europäers höchst widrig, und es gehören Jahre dazu, sich damit auszusöhnen. Wenn man ihnen Vorstellungen darüber macht, so sagen sie, es dient zur Erhaltung der Zähne, und ich muß gestehen, daß ich häufig alte Frauen mit vollkommen gesunden Zähnen gesehen habe.

Bey den Männern ist der Fall ganz umgekehrt, und der häufige Gebrauch des Muschelkalks, den sie mit ihrem Betel kauen, zerfrißt das Email der Zähne dermaßen, daß sie frühzeitig zu Grunde gehen, und ein Mann mit gesun-

funden Zähnen eine gleich große Seltenheit ist, als eine Frau mit schlechten.

Die meisten indischen Weiber tragen einen Ring oder anderes Kleinod in der Nase, welches in der Sprache der Hindus Nutt genannt wird. Sie verwenden oft viel Geld auf diese beliebten Zierrathen, und zeigen viel Kunst und Geschmack in der Arbeit an denselben, und was auch bloße Europäer davon denken mögen, so erhöhen sie doch wirklich den Reiz der Nase in einem hübschen Gesicht ganz unwiderstehlich. Zuweilen wird auch dieser Zierrath an das Septum befestigt, denn erhält es aber eine andre Gestalt und Benennung, und verliert, meiner Meynung nach, seine ganze Wirkung.

Außerdem machen sie auch mit einem Pinsel, den sie in ein feines Pulver von Antimonium tauchen, schwarze Cirkel um ihre Augen, die vorzüglich, wenn sie an der innern Seite der Augenlieder angebracht werden, den Augen einen unaussprechlich schmachtend zärtlichen Ausdruck geben.

Die Gewohnheit, die Nägel an den Fingern mit dem Kraut Henna roth zu färben, ist in Canara nicht sehr allgemein, in andern Gegenden von Indien ist es aber ein Kennzeichen eines verlobten Frauenzimmers.

Die Kleidung der Weiber ist die nämliche, wie bey allen Hindus, und besteht aus einem

Stück

Stück Baumwollen- oder Seidenzeug, welches wenigstens 30 Fuß lang und etwa 4 breit ist. Es wird Sarie genannt, erst drey bis viermal um den Leib geschlagen, so daß es wie ein Rock hinunter fällt, und bey dem zweyten Umschlagen werden einige Falten mit angebracht, um den Beinen freyen Raum zum Gehen zu lassen, alsdenn wird es schräg über die Brust geschlungen und über den Kopf geführt, wo es wie ein Schleyer hinabfällt. Die Sarie sind von allen Farben und sehr verschiednen Preisen zu haben. Ferner tragen sie ein kleines kurzes Gewand, Chulie genannt, welches dicht unter der Brust sitzt, diese umschließt und zum Theil bedeckt. Es wird vorne zugebunden und sitzt sehr knapp und offen, indem es nur gerade an die Schultern reicht, und die Hälfte des Oberarms bedeckt, wo es mit einem Armband befestigt wird. Die Vornehmen tragen außerdem noch eine Art Rock unter dem Sarie, den sie Lungie nennen. Die Mahomedaner, die es tragen, nennen es Mohurrum. Dies ist aber nicht die gewöhnliche Benennung, und bedeutet so viel als heilig, verboten. Außerdem tragen sie noch Halsbänder, Ringe und Spangen an Armen und Beinen, wie auch einen 3 bis 4 Fingerbreiten silbernen Gürtel um den Leib, über den Sarie, der vorne mit einer Feder verschlossen wird. Größere Ringe an Armen und Beinen der Weiber

habe

habe ich sonst nirgends, als bey den Banjarras gesehen.

Die Banjarras, die zuweilen aber uneigentlich Bringarries genannt werden, sind eine eigene und sehr nützliche Classe von Hindus, die mehrentheils sehr fest zusammen halten, und sich selten oder nie mit andern Stämmen vermischen. Ihre hauptsächlichste Beschäftigung ist der Handel, vorzüglich mit Korn, welches sie überall hinführen, wo man es bedarf. Sie haben keinen festen Wohnsitz, sondern ziehen beständig in ihren Geschäften von einem Ort zum andern. In Kriegszeiten begleiten sie die Armeen, denen sie sehr nützlich sind, und da sie die strengste Neutralität beobachten, ist es ihnen ganz gleichgültig, wer ihre Waaren kauft.

Sie campiren selten mit den Armeen, sondern machen ein eigenes Lager für sich aus, indem sie wegen ihrer Sicherheit auf ihren eigenen Muth rechnen, weshalb auch die Männer alle mit Säbeln und Luntenflinten bewafnet sind. Die Weiber treiben das Vieh, und sind stärker, als alle ihres Geschlechts in Indien, indem sie mit großer Leichtigkeit die schwersten Arbeiten verrichten. Ihre Kleidung ist ganz besonders, und ihre Verzierungen von so seltsamen Geschmack, daß ich Weiber gesehen habe, die außer einem Kinde auf dem Rücken, noch eine Last von 8 bis 10 Pfunde an metallnen oder elfen-

beiner-

beinernen Zierrathen, an Armen und Beinen trugen. Ihre Lieblingszierrathen sind Ringe von Elfenbein von der Hand bis an die Schulter, von allmählig zunehmender Größe, so daß der Ring zunächst an der Schulter bisweilen 16 bis 18 Zoll im Umkreise hat. Diese Ringe werden bisweilen roth gefärbt. Ihre Schienbeine beschweren sie mit dicken Stangen oder Ringen von Silber, Kupfer, Meßing oder Bley, und einige hatten deren so viele zu tragen, daß kein Gefesselter an seinen Ketten mehr zu schleppen haben kann, als diese Damen an ihren Zierrathen, deren sie sich auch auf den längsten Märschen in den heißesten Tagen nicht entledigen. Die Brust wird von einer Art Corset oder Brustlatz mit Löchern, um die Arme durchzustecken, bedeckt, welches hinten nach unten zugebunden wird, und mit verschiedenen Schnüren Muscheln (Couries) verziert ist, die am Rücken hinunter hängen. Vorn ist es auch sehr künstlich mit diesen Muscheln besetzt, mit denen sie auch ihr Haar schmücken. Außerdem tragen sie noch Ringe an den Fingern und Zehen, Ohrringe, Halsbänder und den Nutt oder Nasenschmuck. Gegen die Gewohnheit der meisten indischen Weiber sind die Banjarras sehr unreinlich. Ihr einmal geflochtenes Haar wird in 4 Wochen nicht wieder geöfnet oder gekämmt. Ihren Leib und ihre Kleider waschen sie gleich selten, und in der That sind auch ihre Arme dermaßen mit Elfen-

bein

bein überdeckt, daß es schwer halten würde, sie zu reinigen. Uebrigens sind sie freundlich, doch keusch und sittsam, auch würde die geringste ihren Weibern zugefügte Beleidigung von den Männern streng geahndet werden, die ein sehr reges Ehrgefühl besitzen. Diese sind ernsthaft und zurückhaltend in ihrem Betragen, und sollen sehr redlich in ihren Handelsgeschäften zu Werke gehen. Einige unter ihnen sollen sehr wohlhabend seyn, und große Reichthümer besitzen, indem ein einziger Zug bisweilen Heerden von 50 bis 60,000 beladenen Ochsen bey sich führt. Die Männer sind zwar auch stark und nervigt, aber nicht in gehörigem Verhältniß mit der Stärke der Weiber. Diese letztern sind nicht schön, und ich habe vielleicht nicht mehr als 2 oder 3 gesehen, die man mit Hülfe von weißer Wäsche hätte reizend finden können.

An der Küste haben die Weiber einiger Casten, zum Beyspiel die Teahs und Muckwas, erstere Ackerleute, letztere Fischer, eine besondere Tracht, die einem Europäer sehr unanständig scheint, und aus einem Stück Zeug, wie der Sarie besteht, das aber nicht höher, als bis an die Brust reicht, und diese ganz unbedeckt läßt. Das Zeug ist gewöhnlich weis oder hellblau, und mit einer breiten Cante von dunkeler Farbe oder von Gold und Silberblumen, und wird um den Leib herum mit einer silbernen Kette festgehalten, von der an einer kleinern Kette eine

sil-

silberne Dose herabhängt, in der sie ihren Muschelkalk führen, den alle Stände mit Betel kauen. Außerdem tragen sie auch Armbänder und Ringe, aber keine Spangen um die Beine und keine Ringe in der Nase. Ihr vornehmster Putz ist ein Halsband, welches, bey denen die es haben können, aus 2 bis 3 Schnuren Goldmüntzen besteht. Venetianische Zechinen werden hiezu sehr gesucht, doch habe ich sie auch mit portugiesischen halben Johannes und englischen Guineen vermischt gesehen, die durch diese Anwendung derselben einen zehnfachen Werth in den Augen der Besitzer erhalten.

Die Teabs sind vorzüglich groß und ausnehmend graciös in ihrem Gange, und dabey sehr sauber in ihrer Person, indem alle, die nicht zu den geringsten Ständen gehören, sich täglich einigemal baden und waschen.

Eine sehr besondre Mode ist, daß sie alle, obgleich sie schönes langes Haar haben, falsche Zöpfe tragen; ihr eigenes Haar wird ganz schlicht in einem Wulst zusammen gerollt und mit wohlriechendem Oel gesalbet. Noch eine größere Merkwürdigkeit dieses Stammes ist, daß die unbefleckte Keuschheit bey der Wahl einer Frau gar nicht in Anschlag kommt. Man hat uns sogar versichert, eine Einweihung in die Geheimnisse der Liebe wäre, von Seiten des Frauenzimmers, eine nothwendige Vorbereitung zur Hochzeitfeyer.

Eine andre Sekte an diesen Küsten bildet einen auffallenden Contrast mit den Teahs. Dies ist ein Geschlecht von Mahomedanern, die Maplas oder Mapelets genannt werden, und ihren Ursprung in diesen Gegenden von einem Schiffbruch herleiten, indem sie von jeher Seefahrer gewesen sind, und sich noch jetzt in diesem Geschäft auszeichnen. Die Weiber der Maplas scheinen in allen Stücken das Gegentheil von den Teahs zu seyn, denn anstatt ihre Brüste zu zeigen, hüllen sie sogar ihre Gesichter so sorgfältig ein, daß nicht ein Zug davon zu sehen ist, und wenn sie zufällig einen Europäer ihnen entgegen kommen sehen, kehren sie sogleich um, und gehen einen andern Weg.

Wir haben vorhin die vorzügliche Reinlichkeit der Teahs bemerkt, und brauchen vielleicht nicht hinzuzusetzen, daß sie nicht übermäßig streng in ihren Sitten sind. Bey den Maplas trift gerade das Gegentheil ein, denn ihre Keuschheit ist sprichwörtlich bekannt, und ihre Unreinlichkeit unbeschreiblich, indem sie ihre Männer und ihre Wäsche gleich selten verändern.

Es ist in der That eine traurige, aber nicht minder zuverläßige Bemerkung, daß man in Indien den Grad der Reinheit der Sitten gewöhnlich nach dem Grad der Unreinlichkeit im äußern schätzen kann, und wiederum umgekehrt, als ob innerliche und äußerliche Reinheit unverträglich wären. In der ganzen Welt giebt es viel-

vielleicht nirgends Frauenzimmer, die so besorgt um die höchste Reinlichkeit sind, als gerade die öffentlichen Mädchen, und Weiber von zweydeutigem Ruf in Indien, und keine sind schmutziger, als die strengen Anhängerinnen der Zucht und guten Sitten. So ist die Keuschheit der Banjarras, der Parsies in Bombay u. s. w. charakteristisch, und ihre Unsauberkeit ist es nicht minder.

Die Canariner brauchen weit weniger Tabak als die meisten andern indischen Völker. In den Ländern aber, wo er im Uebermaaß genossen wird, beobachtet man dabey die sorgfältigste Reinlichkeit.

Die Art, wie die Einwohner ihr Salz bereiten, ist folgende: An einigen Orten findet man eine stark mit Salpeter geschwängerte Erde, und diese wird sorgfältig abgesondert und getrocknet. Alsdenn wird ein 12 bis 15 Fuß hoher Hügel von gemeiner Erde aufgeschüttet, und oben in der Mitte desselben eine beträchtliche Höhlung, wie ein Becken angebracht. Aus diesem Becken sind Röhren von hohlem Bambusrohr in einige flache, mit Muschelkalk bekleidete Vertiefungen oder Gruben geleitet. Die geschwängerte Salpetererde wird in das Becken gethan, und frisches Wasser darauf gegossen, welches durch die Erde dringt, das Salz auflößt und es in einem flüßigen Zustande, durch die Bambusröhren in die Gruben führt. Dieses

ses wird alsdenn in andre mit Kalk bekleidete Behältnisse, die etwa 12 Fuß ins Gevierte halten, gegossen, wo die Hitze die feuchten Theile in die Höhe zieht und die gröbern Salztheile zurückbleiben. Die von Salz befreyete Erde wird wieder an ihren Ort getragen, wo sie hergenommen wurde, und in Zeit von 10 bis 12 Tagen enthält sie von neuem Salztheile und kann wiederum gebraucht werden.

In Chittledrug und andern Festungen haben sie eine besondere Art, die Zeit abzumessen, die sie übrigens, wie gewöhnlich, in ganz Indien, in Gurries, halbe Stunden, und Phaurs, Zeiten von drey Stunden, abtheilen. Man könnte es einen Hydrostatischen Zeitmesser nennen, indem die ganze Einrichtung aus einem kleinen Becher oder Tasse mit einem kleinen Loche im Boden besteht, der in einem Gefäß mit Wasser schwimmt, und sobald eine gewisse Menge Wasser in den Becher gedrungen ist, sinkt er, vermöge seiner Schwere, unter, und zeigt den Verlauf eines gewissen Zeitraums an. Alle halbe Stunden sinkt der Becher unter, und die Schildwache, die die Aufsicht über den Zeitmesser hat, schlägt die Zahl auf einem Gong an, gießt den Becher aus und läßt ihn wieder schwimmen. Bey den Phaurs, nemlich um 3, 6, 9 und 12 Uhr macht sie ein Geklappere auf dem Gong, und zählt denn wieder die Gurries ab Der Gong ist ein rundes Stück Messing oder klingendes Metall, glatt auf beyden

Sei-

Seiten, 3 bis 4 Fuß im Durchschnitt, und ein Viertel Zoll dick. Es hängt an einem ledernen Riemen, und ein Schlag darauf mit einem Stück harten Holze wird in großer Entfernung gehört.

Zum Schluß muß ich noch eine Probe von der Geschmeidigkeit und der Kunst der indischen Hofleute anführen, sich aus gewissen Verlegenheiten zu ziehen, oder ihren Fürsten zu schmeicheln.

Der Orient ist bekanntermaßen das Vaterland der Allegorien und figürlichen Redensarten, und da diese dem Geist ihrer Sprache besonders angemessen sind, so erscheinen sie zuweilen auf eine besonders glückliche Art, und mit ganz vorzüglichen Wendungen. Folgendes Beyspiel von der Geschicklichkeit der Indier in der allegorischen Gattung ward uns von einem Braminen, einem sehr wackern Manne, erzählt.

Ein Wackiel oder Abgesandter Tippos, an dem Hofe zu Hydrabad, gestand, nachdem er die Macht und Herrlichkeit seines Fürsten beschrieben hatte, einem Höflinge, daß Tippo vergleichungsweise doch nur der Neumond wäre, da hingegen Sr. Hoheit der Nizam in der Fülle seines Glanzes wie der Vollmond strahlte. Ein so schmeichelhaftes Geständniß in so zierliche Worte eingekleidet, gewann dem Gesandten das völlige Zutrauen des Nizam und seines ganzen Hofes, und der glückliche Ausgang seiner Gesandtschaft zeugte davon. Indessen bewirkten Neider der Gnade, die er bey seinem ei-

genen Fürsten genoß, seine Zurückberufung und Anklage. Glücklicherweise rechtfertigte er sich mit leichter Mühe gegen jeden Artikel der Beschuldigung, und seine Feinde sahen sich also genöthigt, zum letzten Hülfsmittel zu schreiten, und ihm die Rede vorzuhalten, die dem Nizam so angenehm gewesen wäre, wobey sie versicherten, ein mit dem Zutrauen seines Herrn beehrter Knecht, der seinen diplomatischen Charakter so ganz aus den Augen setzen, und der Eitelkeit eines fremden Fürsten, auf Unkosten seines eigenen, schmeicheln könnte, verdiente die strengste Strafe.

Der Gesandte gestand sogleich, sich jenes Ausdrucks bedient zu haben, und versicherte, die darauf gegründete Anklage zeigte von der Unwissenheit und Ohnmacht seiner Feinde. Der Vollmond, setzte er hinzu, mit dem ich den Nizam verglich, verstattet keinen Zuwachs an Größe oder Vermehrung von Glanz, der Neumond aber, das Sinnbild meines königlichen Herrn, nimmt täglich an Pracht zu, und strahlt auf die bewundernde Welt, in stets wachsender Größe, das wahre Bild seines beständig sich erweiternden Reichs. Die neidischen Höflinge verstummten, der schwankende Fürst ward von der Redlichkeit seines Dieners überzeugt, und belohnte ihn mit seiner Gunst.

VI,

VI.

Bemerkungen
über
Irrland
und
die neuesten
Verbesserungen der dortigen Industrie.

Seit länger als 600 Jahren war diese große Insel mit England vereinigt, und sie hat sich in diesem Zeitraum in Sprache, Sitten, Gesetzen und Regierungsform nach dem herrschenden Reiche gebildet. Aber lange blieb Irrland gegen England in der Kultur zurück, und hat sie überall noch nicht ganz erreicht, wenn gleich Einwohner, Schriftsteller und Regierung sie zu erreichen streben, und darin in unsern Tagen, so wie in Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes, glückliche Fortschritte gemacht haben. Allein eben diese lange Barbarey der Eingebohrnen, ihre ewigen Fehden unter einander, die blutigen Religionshändel, und ihre wiederholten Empörungen gegen England, konnten früher keine Verbesserungen bewirken, das Land blieb selbst in England verkannt und verachtet, und wenn Erdbeschreiber etwa Irrland ihrer Aufmerksamkeit werth hielten, so wählten sie es zum Schauplatz von Mährgen und Wundererzählungen, und wiederholten aus Girald von Wales, der im 12ten Jahrhundert die erste Landesbeschreibung versuchte, daß Enten dort auf den Bäumen wüchsen, die Fische goldne Zähne

ne hätten, und hier Ungeheuer gefunden würden, die halb Stier und halb Mensch waren, nebst ähnlichen Wunderdingen.

Vielleicht vermehrte diese lange daurende Unbekanntschaft der geringe Werth, den Irrland für England, oder die Nachtheile, die letzteres Reich von seiner wankenden Herrschaft hatte. König Heinrch der Siebente zog von der ganzen Insel nicht mehr als 5000 Pf. St. jährlicher Einkünfte, und seine Enkelin, Maria, war froh, diese mit 1000 Pf. St. vermehren zu können, welche ihr Gemahl, Philipp von Spanien, für die Freyheit seiner Unterthanen bezahlte, an den Küsten von Irrland fischen zu dürfen. Weil unter ihrer Nachfolgerin, Elisabeth, auf Anstiften des Pabsts und Philipp II. die Irrländer die Waffen gegen England ergriffen, und daraus ein blutiger Krieg entstand, so ward die Herrschaft über Irrland diesen Reichen noch lästiger. Elisabeth hatte vor diesem Krieg in den ersten 15 Jahren ihrer Regierung von der ganzen Insel in allen nur 120,000 Pf. St. gehoben, aber 490,000 Pf. St. wurden in eben diesem Zeitraum verwandt, um ihre Herrschaft zu behaupten, der Krieg muste also auf Kosten Englands geführt werden *). Die gerin-

*) S. R V. Clarendons History of the Revenue and Finances of Ireland. S. 3.

geringen Einkünfte rührten von der allgemeinen Armuth des Landes her, das keine Gewerbe und Industrie kannte, nur kümmerlich von seinen Heerden und Habermehl lebte, und seine Steuern kaum in Naturalien erlegen konnte. Erhielt doch der Stadthalter oder Vicekönig von Irrland bis 1666 einen Theil seiner Besoldung in Landesprodukten, und damals erst verwandelte Carl der Zweyte die 235 Häupter Rindvieh, welche die Grafschaft Cavan erstern jährlich liefern muste, in eben so viele Pfunde Sterling *).

Nachdem die Insel endlich nach vergeblichen Widerstreben bezwungen war, ihr Nachfolger Jacob die verödeten Gegenden anzubauen anfing, und dadurch Gelegenheit hatte, seine Einkünfte auf eine eigene Art zu vermehren **), besonders aber gegen Ende des vorigen

*) Sir William Pettys Political Survey of Ireland. S. 178.

**) Der Krone waren nach Bezwingung der Insel in den letztern Jahren der Königin Elisabeth, die Güter des Grafen Tyrone und seiner geächteten Anhänger anheim gefallen. Dies waren unter andern 6 durch den Krieg verödete Grafschaften in der Provinz Ulster. Jacob I. vertheilte sie unter angesehene und geringere Colonisten, die von 1000 bis 2000 Morgen von diesen Ländereyen erhielten. Weil aber seine Einkünfte nicht mit den Ausgaben gleich waren, und das Parlament ihn nur spar-

gen Jahrhunderts nahm Irrland endlich eine ganz veränderte Gestalt an Betriebsamkeit verbreitete sich durch alle Provinzen, die bisher verschrieenen Sümpfe und Moräste, die Schlupfwinkel gefährlicher Räuber verminderten sich mit den Fortschritten des Landbaues, Handel und Wandel kamen empor, und überall zeigten sich, ungeachtet der erzwungenen oder freywilligen Auswanderungen der Einwohner nach Spanien, Frankreich, England und Nordamerika, die sichtbarsten Spuren der steigenden Bevölkerung. Einen Theil dieser glücklichen Veränderung bewirkte Wilhelms III. Sieg bey Boyne

sparsam mit Subsidien unterstützte, so erfand sein Finanzminister, Graf Salisbury, bey dem Anbau der Grafschaft Ulster ein Mittel, des Königs Einkünfte 1611. auf einmal mit 200,000 Pf. St. zu vermehren. Er führte den noch üblichen Baronerstitel ein, der erblich war. Jeder von den vornehmen oder begüterten Anbauern zahlte dafür ein für allemal 1000 Pfund St., und er ward 200 Familien verliehen. Dies ist der Anfang der englischen Baronets, die daher das Wappen von Ulster in ihren Wappen führen. Er und seine Nachkommen vermehrten sie hernach mit schottischen und irrländischen Baronets. Erstere aber werden seit der Union nicht weiter creirt. S. Clarendons Sketch of the Revenue of Ireland. S. 8.

Boyne 1690, wodurch das Haus Stuart alle Hofnung verlohr, sich hier wenigstens zu behaupten, nachdem Großbrittannien schon verlohren war, am meisten aber in unsern Tagen die Bemühungen verschiedener patriotischen Gesellschaften, vorzüglich aber die Freygebigkeit und Beharrlichkeit des irrländischen Parlaments.

Irrland, das durch Zwanggesetze, die ihm Grosbrittannien auflegte, mit seinen Erzeugnissen nur im ganz roben Zustande handeln durfte, das die Früchte seiner Industrie entweder gar nicht oder nur nach England ausführen konnte, um nicht den brittischen Manufakturen zu schaden, das von dem Handel mit den brittischen Kolonien ganz ausgeschlossen war, befreyete sich 1780 muthig von allen diesen Handelsfesseln, und der bisherigen Oberherrschaft des brittischen Parlaments. Dadurch ward Irrland, was es jetzt ist, ein freylich mit Grosbrittannien noch immer verbundenes Reich, das für sich allein schwerlich seinen Wohlstand vermehren oder behaupten könnte, jedoch in seinem gegenwärtigen Zustande an Volksmenge, innern Reichthum, Verkehr und Staatseinkünften, Dännemark sowohl als Schweden übertrift, wenn beyde gleich einen weit größern Flächenraum beherrschen, und ebenfalls große Fortschritte in ihrer Verbesserung gemacht haben. Folgende Bemerkungen, die zwar nicht den gegenwärtigen

gen Zustand Irrlands von allen Seiten schildern, nur einzelne Theile seiner Staatskunde darstellen, aber nach den besten und neuesten inländischen Schriftstellern zusammengestellt sind, werden das, was oben nur allgemein berührt werden konnte, näher zeigen.

1.

Irrlands Größe und Landesbeschaffenheit.

Ueber die Größe der Insel sind mehr wahrscheinliche Schätzungen als wirkliche Vermessungen vorhanden. Daher wird ihr Umfang bald kleiner bald größer angegeben. Die neuesten und dem Anschein nach gewissesten Angaben bestimmen ihn 19,436,000 Quadrat Morgen, oder 30,371 englische Quadrat Meilen, welche $1432\frac{29}{53}$ deutsche Quadrat Meilen betragen. Die vier Provinzen, worin dies Königreich vertheilt ist, sind an Größe nicht sehr von einander unterschieden, doch Connaught ist von allen die kleinste, so wie Munster die gröste.

Im Ganzen ist der Boden von Irrland fruchtbarer als der englische, und man findet hier weniger unangebauete Strecken, wie dort. Hohe Gebirge zeigen sich nur in einigen Grafschaften der Provinzen Connaught und Munster, sie stehen in unverbundenen Gruppen oder Massen von ungleicher Größe zerstreut, bedecken aber nicht

nicht so viel Land, als die englischen Gebirge der vier nördlichen Grafschaften. Sonst ist der Boden sehr steinigt, so daß es scheint, die ganze Insel bestehe aus einem großen aus dem Meer hervorragenden Felsen, daher man auch beym Graben unter der Oberfläche, bey keiner sonderlichen Tiefe, immer auf Felsengrund stößt. Es giebt auch überall Steinbrüche in Menge. Die Sümpfe und Mohre nehmen freylich einen großen Theil des Landes ein, sie dienen aber den Einwohnern der innländischen Grafschaften zur Feuerung und guten Weideplätzen. Der gröste von diesen ist der Allen, der 300,000 Morgen enthalten soll. Man hat ihn aber durch Canäle, die das Wasser abführen, sehr verkleinert. Der Holzmangel ist sehr groß, und von den dichten Waldungen, die vor Alters Irrland bedeckten, sind kaum schwache Spuren übrig. Auf vielen Gütern, die über 100 000 Morgen Landes enthalten, ist außer den neuangepflanzten, kein Baum zu sehen. Die Einfuhr von Bauholz und andern Holzwaaren ist daher sehr beträchtlich. Damit wird Irrland aus den nordischen Reichen und den amerikanischen Freystaaten in Menge versehen, und nur aus der Ostsee werden jährlich 900,000 bis eine Million Planken und Dielen gehohlt. Die patriotische Gesellschaft in Dublin, welche 1731 aus einer bloßen Privatverbindung entstand, 1749 ihre heu-

tige Verfassung erhielt, und jährlich vom Parlamente mit 10,000 Pfund Sterl. unterstützt wird, um den Landbau, Errichtung fehlender und anderer nützlichen Gewerbe zu befördern, sucht daher durch Prämien die Vermehrung und Schonung der Holzungen zu bewirken, und wer 50 Morgen mit Tannen, Lerchen und andern Holzarten bepflanzt, und diese gehörig unterhält, bekommt eine Prämie von 400 Pf. St.

Wenige Länder sind so gut von Flüssen und Strömen bewässert, als Irrland. Der Shannon ist der vornehmste Fluß, der die Insel 150 englische Meilen durchströmt und verschiedene Seen bildet, ehe er sich in den Ocean ergießt. Die andern, wie der Sure, Liffy, Boyne, Barrow ꝛc. von denen einige in dem Moore Allen entspringen, sind kleiner, aber alle wegen ihrer Fälle und andern Hindernisse, welche die Ungleichheit des Bodens verursacht, nicht schifbar.

Die Witterung ist, wegen der insularischen Lage des Landes, dessen nicht sehr beträchtlichen Länge und Breite, und der häufig wehenden Westwinde, welche die Dünste des atlantischen Meeres über das Ganze verbreiten, sehr feucht, und viel feuchter, als in dem benachbarten England. Man hat darüber hin und wieder, unter andern in der Stadt Cork Beobachtungen angestellt, und diese mit ähnlichen in London verglichen. Daraus ergab sich, daß am erstern

Ort

Ort in derselben Zeit noch einmal so viel Regen gefallen war, als im letztern. Herr Athur Young, ein bekannter brittischer Oekonom, und Verfasser einer öconomisch-politischen Reise durch Irrland, worin er dieses Königreich zuerst nach seiner ganzen Beschaffenheit schilderte, und dadurch bey Eingebohrnen sowohl, als Ausländern vielen Beyfall erhielt *), bemerkt aus seinem Tagebuch, daß vom 20sten Junius bis zum 21sten October, von 122 Tagen 75 Regentage gewesen, wo es in vielen sehr heftig und anhaltend regnete, und wenn auch kein Regen fiel, die Atmosphäre doch mit so vielen Feuchtigkeiten angefüllt war, daß durchnässete Sachen nur langsam trockneten. Die Regenzeit fängt gewöhnlich den 1sten Julius an und dauert bis zum October hin, denn tritt etwa 6 Wochen lang die trockene Jahrszeit ein, die bis zum eigentlichen Winter fortdauert. Dieser ist gewöhnlich sehr milde. Schnee fällt selten und bleibt nur einige Tage, außer auf den Bergen liegen, der Frost ist nicht anhaltend und strenge, so daß sich zarte Gewächse in freyer Luft halten können.

Bey-

*) A. Youngs Tour in Ireland with general Observations on the present State of that Kingdom made in the Years 1776-79. Lond 1780. Vol. II. S. 76.

Beynahe auf allen Seiten ist die Insel mit guten geräumigen und sichern Häfen versehen. Noch werden aber nur die östlichen, wie Dublin, Belfast, Drogheda, Wexford, und die südlichen Cork und Waterford, nebst einigen kleinern von den Seefahrenden besucht. Die schönsten Häfen liegen aber auf der westlichen und südwestlichen Seite. Die dortigen eingeschnittenen Küsten, die der Wuth des atlantischen Meeres unzählige Vorgebürge entgegenstellen, bilden in ihren tiefen Busen einige der vortreflichsten in der Welt, Häfen, die so sicher und geräumig sind, daß sie die ganze brittische Seemacht aufnehmen könnten. Sie werden aber wegen der vernachläßigten Kultur des angrenzenden Landes, ihrer Entfernung von der Hauptstadt, und weil Grosbrittanniens Flotte zugleich den irrländischen Handel schützt, nicht gebraucht, oder nur von Fischer Fahrzeugen und einzelnen Kauffartheyschiffen besucht.

2.

Bevölkerung.

Die Einwohner sind zwar hier so wenig, als in Grosbrittannien, durch jährliche allgemeine Zählungen, auf Befehl der Regierung bekannt, sondern man berechnet ihre wahrscheiniche Anzahl nur nach den Häusern, die wegen

der

der darauf liegenden Abgaben jährlich gezählt, und hernach in detaillirten Listen dem Parlamente vorgelegt werden. Aber diese Listen sind bis auf ganz neuere Zeiten nicht mit der nöthigen Genauigkeit gemacht worden, und man überließ dieses Geschäfte der Willkühr der Steuereinnehmer, die, ihres Vortheils wegen, oder um das Haus- oder Heerdgeld mit geringerer Mühe eintreiben zu können, in ihren Districten viele wirklich bewohnte Häuser verschwiegen. War doch wirklich 1786 der Fall, daß man verschiedene dieser Einnehmer bestrafen muste, weil sie in ihren angewiesenen Bezirken 200,000 Häuser verschwiegen, und von vielen das Hausgeld zu ihrem eigenen Nutzen verwandt hatten *). Ueberdem wurden in diesen Listen bisher die Wohnungen der Armen, die Häuser der Steuereinnehmer, die Kasernen und alle öffentliche oder privilegirte Gebäude nicht mit verzeichnet. Allein so weit auch diese ältern Tabellen von der Vollkommenheit entfernt seyn mögen, und die neuern, erst seit Kurzem getroffene Maasregeln des irrländischen Parlaments nur zur Grundlage dienen können, die Volksmenge darnach zu berechnen, so zeigt doch die Ver-

*) S. Gervase Parker Bushe Essay towards ascertaining the Population of Ireland in den Transaction of the Royal Irish Academy for 1789. S. 151.

Vergleichung, daß dies Königreich gegen vorige Zeiten an Einwohnern beträchtlich zugenommen habe.

Die erste bewährte Angabe der irrländischen Bevölkerung gab Sir Wilhelm Petty *). Nach ihm waren 1657 hier nur 850,000 Seelen vorhanden, die sich bis 1672 durch eigene Fruchtbarkeit und Einwanderungen aus Grosbrittannien auf 1,1000,000 Personen vermehrt hatten. Er berechnet diese Anzahl zwar nur nach den Häusern, ohne sein Verfahren bestimmt anzugeben. Er scheint aber auch andere Documente benutzt zu haben, indem er in einigen andern Stellen seiner Schrift die Einwohner nach den Religionspartheyen, ihrem Alter und den Gewerben aufzählt. Nicht lange nach ihm ließ ein gewisser Capitain South in den philosophischen Transactionen **) eine ähnliche Berechnung drucken, folgerte diese aber nur aus den Häuserzählungen einzelner Grafschaften und der Stadt Dublin, und schätzte dem zufolge Irrlands Bevölkerung 1696 auf 1,034,102 Personen. Herr Süßmilch hat diese Schätzung in seinem allgemein bekannten Werke wiederholt, auch findet sich ein Auszug daraus in Schlözers Briefwech-

sel

*) Political Survey of Ireland the Second Edition. Lond 1718. S. 8. 12. ꝛc.

**) n. 261. S. 518.

sel *). South nimmt also eine etwas verminderte Volksmenge gegen vorige Zeiten an, und eben diese Verminderung, davon er Beweise vor Augen haben muste, macht seine Angabe glaubwürdig, weil Irrland damals sehr viele von seinen Einwohnern eingebüßt hatte. Der Krieg, den Wilhelm III. gegen seinen in Grosbrittannien entthronten Schwiegervater bis 1691 in Irrland führen muste, hatte viel Menschen gekostet. Von des verjagten Königs Jacob II. vornehmen und geringen Anhängern, verließen nach Wilhelms Siegen sehr viele ihr Vaterland, und gingen in französische oder spanische Dienste. Auch wurden nach wiederhergestelltem Frieden eine Menge katholischer Geistlichen und anderer Verdächtigen, aus dem Lande vertrieben.

Eine geraume Zeit nach dieser Berechnung ward jener Gegenstand nicht wieder bearbeitet, und erst 1775 rückte Herr Twiß in seiner Reise durch Irrland **), eine Zählungsliste ein, die 1731 auf Befehl des damaligen Lord-Lieutenants des Herzogs von Dorset, veranstaltet seyn sollte. Nach dieser hatten sich die Einwohner in dem kurzen Zeitraume von 35 Jahren verdoppelt. Denn man fand damals 1,309,768 römisch-katholische und 700,453 pro-

*) Erster Th. S. 196.

**) Twiss tour to Ireland in 1775. S. 150.

protestantische Irrländer. Twiß sagt aber nicht, ob diese wirklich gezählt wurden, oder ob man ihre Anzahl, welches wahrscheinlicher ist, aus den Registern des Heerd- und Kopfgeldes gefolgert habe.

In verschiedenen englischen Blättern erschien 1776 eine ähnliche Zählungsliste der Einwohner Irrlands, nach den 4 Provinzen und dem Unterschied der Religionen. Ihre Veranlassung ist aber eben so wenig bekannt, als auf welche Art diese abermalige Volksvermehrung, indem Irrland damals 151,093 Einwohner mehr hatte, als 1731., gefunden ward. Damals lebten in der Provinz

	Protestanten	Catholische
Connaught	23,718	246,142
Leinster	214,173	474,863
Munster	134,061	494,738
Ulster	379,217	194,602
	751,169	1,410,445

Folglich war die Volksmenge von ganz Irrland 2,161,514 Seelen.

Daß auch diese Zahl nicht durch wirkliche Zählung heraus gebracht worden, obgleich der erste Verbreiter jener Nachricht solches anzudeuten scheint, denn bis auf gegenwärtige Zeiten ist keine allgemeine von Seiten der Regierung verfügt worden, sondern daß 1776 die Einwoh-

wohner wie vorhin, nur nach den damals registrirten Häusern berechnet waren, läßt sich beynahe bis zur Evidenz erweisen. Wie viel Häuser 1776 in Irrland vorhanden waren, ist freylich jedem unbekannt, der die Listen im Dubliner Parlamentsarchiv nicht ansehen kann. Allein sie sind von zweyen Jahren nicht lange vor und gleich nach 1776 gedruckt. Nemlich die von 1772 hat Howlett *), aus den Registern der Heerdetaxe mitgetheilt, und die andre von 1777 Herr Parker Busche in der vorher angeführten Abhandlung. So wie sich die Häuserzahl von 1777 gegen das vorhergehende Jahr vergrößert hatte, so war sie 1772 natürlicher Weise geringer als 1776, und berechnet man hiernach die wahrscheinliche, 1776 vorhandene Volksmenge, so erhält man ein Resultat, das in der Mitte der Jahre 1772 und 1777 zu stehen kommt.

Die Zahl der Häuser war 1772 von einer und mehreren Feuerstellen, 429,759. Diese mit 5 multiplicirt geben 2,148,795 Personen.

Nach der vermeinten Zählung von 1776 finden sich 2,161,514 Seelen.

Im Jahr 1777 ergaben die Listen der Heerdtaxe 448,426 Häuser, in diesen wohnten nach der vorher angenommenen damals gewöhnlichen Proportion 2,242,130 Seelen.

 Doctor

*) Essay on the Population of Ireland, S. 12.

Doctor Price, der während des amerikanischen Krieges durch seine politischen Pamphlets die Klagen der Oppositionsparthey, über die Abnahme der brittischen Staatskräfte, vermehren half, glaubte dies am besten durch die gegen vorige Zeiten verminderte Bevölkerung aller grosbrittannischen Staaten bewirken zu können. Er schilderte daher die Volksmenge der drey Königreiche unter ihrer wahren und wirklichen Anzahl, und erregte, wie leicht zu erachten, wegen seiner Kenntnisse der politischen Aritmetik, des genauen Details, womit er seine Berechnungen erwies, und der scheinbar scharfsinnigen Bemerkungen*), womit er solche unterstützte,

*) Dr. Price schließt unter andern, weil durch die alte Accise in England auf Bier, Cyder, Brantewein und andere destillirte Getränke, (ohne die neuern Erhöhungen zu rechnen, die Getränken dieser Art und noch im laufenden Jahre 1795. auferlegt sind), weniger gehoben worden, als ehemals, so müsten sich die Consumenten vermindert haben. (Essay on the population of England, p. 18.). Howlett beweißt ihm dagegen, daß diese Consumtion keinesweges abgenommen habe, und wenn dies geschehen, andere Ursachen, als abnehmende Bevölkerung, daran Schuld sey. Er beweißt ihm, daß die Accise von Malz und Hopfen, ohne die Erhöhungen neuerer Zeiten, wirklich mehr betrage, als im Anfange dieses

stützte, Nachdenken, vorzüglich bey Lesern, die seine Angaben nicht prüfen konnten, und den Druck der jährlich vermehrten Taxen fühlten. Aber er fand auch mehr als einen in diesen Materien gleich bewanderten Gegner, die seine Erweise untersuchten, und darin nur Traumbilder einer erhitzten Phantasie, oder Gespenster der offenbarsten Partheysucht fanden. Unter diesen erschien Herr Howlett, als sein gefährlichster Gegner, der schnell die Absicht des ganzen Zwecks durchsah und von vermögenden und gleichdenkenden Freunden unterstützt, in einzelnen Gegenden Zählungen anstellen ließ, diese mit den von Price angeführten Registern verglich, und ganz andere Resultate dem Publikum vorlegte, wie seine trefliche Schrift über Englands Volksmenge auf allen Seiten zeigt.

In

ses Jahrhunderts. Ferner, daß von der gesammten Volksmenge mehr Wein vertrunken werde, als ehemals, daß gegenwärtig westindischer Rum in größerer Quantität eingeführt, und im Reiche verbraucht werde, und daß vorzüglich in England, wie in andern Ländern, der übertriebene Impost auf einländische Getränke, die Consumtion des Thees vermehrt habe, welche überall den Absatz der Brauereyen vermindert, und die schwerlich wieder emporkommen werden, als bis Abgaben auf entbehrlichere Artikel des Luxus den Preis einheimischer Getränke vermindern.

In einem andern aber, den Streitpunkt weniger erschöpfenden Pamphlet, widerlegte er Prices Angaben der irrländischen Bevölkerung, und erwies durch Auszüge aus den dortigen Steuerregistern, daß dort sich ebenfalls mehr Häuser fanden, als sein Gegner vermeinte, und machte dadurch irrländische Politiker aufmerksam ein so wichtiges Faktum an Ort und Stelle zu untersuchen, und die Volksmenge ihres Vaterlandes genauer zu bestimmen.

Dies versuchte 1789. zuerst ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Herr Parker Busche, in der vorher citirten Abhandlung, und nach ihm 1792 Herr Beaufort in einer besondern Schrift, worinn er neuere Erfahrungen über Irrlands Volksmenge, Handel und geistliche Verfassung sammelte *). Beyde haben es zur höchsten Evidenz gebracht, daß wenn die ältern Häuserlisten gleich manche Spuren der Unvollkommenheit an sich tragen, sie dennoch keine Abnahme der Volksmenge und des verminderten Nationalwohlstandes erweisen, vielmehr das

Gegen-

*) Memoirs of a Map of Ireland illustrating the Topography of that Kingdom, and containing a short Account of its present State. Lond. 1792. 4 Auszüge daraus wird man in Bruns und Zimmermanns Repositorium für die neueste Geographie und Geschichte, B. II. S. 341. ꝛc. B. III. S. 3. ꝛc. finden.

Gegentheil überzeugend darthun, und daß Irrland binnen 100 Jahren seine Volksmenge beynahe triplirt habe.

Beyde führen diesen Beweis auf folgende jedem Unbefangenen einleuchtende Art. Daß erstlich der Ertrag des Heerd- oder Hausgeldes ohne neue Erhöhungen gegen vorige Zeiten, immer stieg und daher stieg, weil jährlich neue Häuser und mit ihnen neue Einwohner hinzukamen Zweytens, durch Vergleichung voriger und neuerer Listen der wirklich gezählten Häuser, welche die erste Anzahl bestätigten. Denn außer der Angabe der überall neuerbauten Wohnungen werden diese Listen jetzt mit größerer Sorgfalt und Genauigkeit verfertigt, und die bisher übersehenen Wohnungen zuverläßiger eingetragen. Die Einnehmer der Haustaxe müssen nicht nur in ihrem Bezirk mehr als einmal jährlich ihre Register nachzählen und revidiren, sondern jährlich nehmen die Oberaufseher dieser Taxe besondere Zählungen vor, vergleichen diese mit den Districtslisten, und controlliren auf diese Weise ihre Untergebenen aufs schärfste. Drittens berechnen endlich jene Verfasser aus der jetzt gewissern Häuserzahl die wahrscheinliche Menge der Einwohner, und zeigen aus Lokalumständen, die nur auf Irrland passen, daß man, um die wahrscheinlichste Volksmenge zu finden, für das ganze Reich einen größern Multi-

pli-

plicator annehmen müsse, als bisher bey diesen Berechnungen üblich war.

Das Heerdgeld ward nicht lange nach der Wiedereinsetzung Carl II. in Irrland eingeführt, und dazu werden von jedem Feuerheerde, Kamin Backofen ꝛc. so viel deren in einem Hause vorhanden sind, jährlich zwey Schilling entrichtet. Arme, die von Allmosen leben, Wittwen, die in Hütten wohnen, kein Vermögen, oder höchstens einen Fleck Landes besitzen, auf dem sie Kartoffeln bauen, Häuser, die ledig stehen, sind nebst öffentlichen Gebäuden von dieser Taxe befreyet, so daß im Ganzen nur wenig Wohnungen gesetzmäßig eximirt sind. Sie trägt der Krone jetzt jährlich etwa 70,000 Pf. St. ein, und diese Einnahme hat sich seit 1687 folgendermaßen vermehrt. In den 5 Jahren bis 1687 war der jährliche Ertrag des Heerdgeldes im Durchschnitt 32,416 Pf. St.

In den 3 Jahren bis 1732 jährlich — —	42,457	—
In den 7 Jahren vor 1777 letzteres mit eingeschlossen jährlich — —	59,868	—
1778 —	61,646	—
1779 —	60,617	—
1781 —	63,820	—

1785	—	61,380 Pf. St.
1789	—	70,628 —*)

Von beeidigten Personen werden jährlich auf eben angezeigte Weise alle Häuser gezählt, sie mögen steuerpflichtig, von Armen bewohnt seyn oder ledig stehen. Zugleich wird in diesen Tabellen bemerkt, wie viel Feuerstellen jedes Haus enthält, auch wohl, wie viel Einwohner darin leben, doch letzteres ist zur Zeit nur in einzelnen Districten und Ortschaften geschehen. Wie sie sich in den letzten 20 Jahren vermehrten, zeigt folgende Häuserzahl nach den 4 Provinzen

	1766	1777	1788
Ulster	128,983	137,237	198,589
Leinster	127,900	133,172	173,595
Munster	117,197	124,020	167,613
Connaught	49,966	53,997	81,579
	424,046	448,426	622,376

Herr Parker Busche, der die Listen der Häuser nicht blos nach den 4 Provinzen, sondern nach den einzelnen Grafschaften mittheilt, hegt, ungeachtet der neugetroffenen Mittel solche möglichst richtig zu erhalten, doch allerley Zweifel gegen die Vollständigkeit des Jahrs 1788, weil die Steuereinnehmer die ledigen Häuser zu hoch annehmen, oder

*) S. Howlets Essay on the Population of Ireland, S. 18.

oder die Einwohner zuweilen gegen die Zeit, da das Heerdgeld fällig ist, ihre Wohnungen verlassen und hernach wieder heimkehren. Er hat darüber in 13 Grafschaften von den 32, worin das Königreich vertheilt ist, eigene Untersuchungen angestellt, und diese nebst andern Unrichtigkeiten wirklich gefunden. Er glaubt daher die Zahl der 1788 wirklich verzeichneten Häuser ohne Uebertreibung mit 28,000 vermehren zu können, so daß er für dieses Jahr 650,000 Häuser von allen Classen und Eintheilungen annimmt. Daß er sich in seiner Voraussetzung nicht geirrt habe, beweisen spätere Zählungen, die eine noch größere Anzahl erweisen. Eine solche Tabelle von 1791, die dem irrländischen Parlamente den 22sten Merz 1792 vorgelegt wurde, hat Beaufort in seinen Memoire eingerückt, und nach selbiger waren noch 50,000 mehr vorhanden, als Parker Busche muthmaßt, man fand nemlich 701,102 Häuser, und unter diesen 112,556, die Armen gehörten, und also die Taxe nicht bezahlten. Ob diese nicht geringe Zahl blos von dürftigen bewohnten Häusern, von der größeren Genauigkeit im zählen, herrühre, oder ob auswärts unbekannte Ursachen die Armuth des gemeinen Volks vermehrt haben, wage ich hier nicht zu untersuchen. Gegen 1788 war dieser Armenzuwachs gewiß außerordentlich, denn damals zeigten die Zählungen

gen nur 84,679 wegen Unvermögen befreyter Wohnungen, und in dem Zwischenraum war der Krieg mit den Neufranken noch nicht ausgebrochen.

Wie viel Personen man wohl auf jedes Haus im ganzen Königreich annehmen könne, darüber sind die meisten Stimmen einig, weil man hier wegen der Landesbeschaffenheit und der großen Fruchtbarkeit der niedern Volksclassen mehr Einwohner rechnen kann, als in andern Ländern, und gegenwärtig ein Haus mehr als 5 Bewohner im Durchschnitt beherbergt. Die Fruchtbarkeit der Irrländer und ihre daraus folgende Vermehrung leitet Young von folgenden Ursachen her.

Die englischen Armengesetze sind nicht in Irrland eingeführt. Die Dürftigen sind hier also nicht auf ihren Geburtsort oder den Platz eingeschränkt, auf dem sie einige Zeit lebten, und durch eigene Schuld oder Zeitumstände arm wurden. Sie können daher ungehindert ihre Heimath verlassen, nach einem andern Ort ziehen, ohne befürchten zu dürfen, daß man sie wieder nach ihrem vorigen Aufenthalt zurückweist. Sie haben durch diese Veränderung des Wohnorts oft Gelegenheit, Arbeit zu erhalten, die ihnen ursprünglich fehlte, und dieses Umherziehen, wodurch mancher, der arbeiten kann, irgendwo

fixirt

fixirt wird, ist der Bevölkerung im Ganzen vortheilhafter, als die englischen Armenanstalten.

Die Wohnungen der niedern Volksclassen sind freylich in Irrland äußerst elend und von allen Bequemlichkeiten entblößt, aber auch desto wohlfeiler und leichter zu erlangen. Eine solche Hütte, worin die meisten Einwohner des platten Landes leben, ist in etlichen Tagen erbauet, und die ganzen Baukosten können mit 4 bis 5 Pf. St. bestritten werden, so daß ein Ehepaar, welches eine Kuh und ein Schwein besitzt, sich irgendwo ohne Umstände niederläßt, und nach und nach eine zahlreiche Familie hervorbringt, welche die Eltern in der Jugend wohlfeil mit Milch und Kartoffeln erhalten. In England hingegen kostet die Wohnung eines gemeinen Tagelöhners von 30 bis 60 Pf. St., eine Summe, die ein anfangendes Ehepaar selten im Vermögen hat, oder durch die angestrengteste Arbeit beyder Personen nicht erschwingen kann. Ein großer Theil ihres täglichen Verdienstes geht daher jährlich für Hausmiethe weg. Die theurere und minder frugale Lebensart dieser englischen Volksclasse macht ihr eine zahlreiche Familie lästig. Ueberdem würden die Armengesetze in England einem solchen Ehepaare nicht einmal das eigne Aufrichten einer schlechten Hütte erlauben, aus Furcht, ihre armen Bewohner könnten einmal dem Kirchspiele zur Last fallen.

Die Heyrathen sind in Irrland ohnehin häufiger als in England. Auf dem platten Lande sieht man keinen ehelosen Arbeiter, und selbst in den Städten sind Bediente und Mägde gewöhnlich verheirathet. Die Kinder der niedern Stände verlassen ihre Eltern nicht immer wie sie heranwachsen, und Vater und Sohn leben häufig verheyrathet bey einander.

Diese Vermehrung der Häuser und der darin befindlichen Einwohner, macht in neuern Zeiten immer größere Fortschritte, ungeachtet der jährlichen Auswanderungen nach England und Nordamerica, doch scheint letztere sich gegen vorige Zeiten zu vermindern. Es sind viel neue Gewerbe in Irrland eingeführt oder die alten haben sich erweitert. Ackerbau, Manufacturen, Fischereyen und andere Lebensarten beschäftigen jetzt mehr Hände, als sonst, und sind noch immer im Steigen. Daher rechnet man hier eben so viel Einwohner auf jedes Haus, als in England, nemlich auf jedes $5\frac{1}{2}$ Personen oder auf zwey Häuser 11 Seelen. Petty rechnete schon im vorigen Jahrhundert so viel Einwohner auf ein Haus, und seiner Meynung folgen Howlett und andere. Parker Busche meinet zwar, daß dies Verhältniß in unsern Tagen zu klein sey, und daß man auf jedes Haus wohl 6 Personen und noch etwas darüber annehmen könne. Er gründet sich auf Zählungen der Häuser und ihrer

rer Bewohner, die er in verschiedenen Districten besorgen lassen. Aber seine Zählungen, so genau sie auch immer seyn mögen, wurden nur in einem kleinen Theil des Königsreichs vorgenommen, so daß unmöglich allgemeine Resultate daraus gezogen werden können. Denn von 650,000 Häusern und Hütten, die seiner Meynung nach 1788 in Irrland gefunden wurden, sind auf seine Anstalten nur 14,108 gezählt, und darin 87,895 Seelen gefunden worden. Seinen Muthmaßungen zufolge müsten also in Irrland 4,040,000 Einwohner leben.

Ist gleich diese Berechnung im Ganzen etwas zu hoch, so kömmt sie doch den neuesten Erfahrungen ziemlich nahe, oder es fehlt nicht viel an seiner muthmaßlichen Volksmenge. Alle die vor ihm und Beaufort diese Materie behandelt haben, konnten nur allgemeine Häuserzählungen, keine detaillirte von jeder Grafschaft, und dazu nur unvollständige zu ihrem Zweck benutzen. Denn die verbesserten Häuserregister sind erst seit 1785 eingeführt. Daher Howlett für 1781 die Einwohner ungefähr auf 2,750,000 Seelen schätzt, weil ihm dies zur Widerlegung des Doctor Price hinlänglich war, auch Young, weil er den ihm vorgelegten Häuserlisten nicht trauete, es bey der allgemeinen Schätzung bewenden ließ, Irrland habe noch nicht 3 Millionen Einwohner. Beaufort bestätigt hingegen

die vor dem Kriege um eine Million vermehrte Volksmenge. Er rechnet auf jedes der 1791 genau gezählten 701,102 Häuser $5\frac{1}{2}$ Personen, und dieser Meynung zufolge leben in Irrland 3,850,000 Seelen. Bis also in diesem Königreich die Einwohner ordentlich gezählt sind, welches Unternehmen ebenfalls nicht fehlerfrey bleiben wird, oder andere Versuche bekannt werden, diesen Gegenstand mehr aufzuhellen, ist Beauforts Angabe die richtigste und zuverlässigste. Nach ihm müssen auch alle bisherigen Angaben in unsern deutschen Handbüchern der europäischen Staatenkunde verbessert werden, die immer noch von drittehalb Millionen reden. Irrland nährt also mehr Einwohner, als man glaubte, und seine Bevölkerung übersteigt die Menschenzahl vieler größern und angesehenern europäischen Reiche, wie Portugall, Schweden und Dännemark.

3.

Leinewandmanufaktur.

Diese steht unter allen irrländischen Gewerben oben an, und ward erst mit Anfange dieses Jahrhunderts für das Königreich wichtig. Petty, der Irrland in aller Hinsicht aufs genaueste kannte, sagt noch nichts von Leinweben, oder der Ausfuhr dieser Waare. Allein sie war damals schon im Gange, und wir wissen, daß

der nachher so unglückliche Vicekönig unter Carl I. der Graf Strafford, lange vor ihm dies Gewerbe zu heben bemüht war. Durch den bürgerlichen Krieg kam diese Manufactur, wie alle Anlagen in Irrland, herunter, doch nach wiederhergestelltem Frieden und Carl II. Wiedereinsetzung wieder empor, und 1667 wurden Emissarien nach den Niederlanden gesandt, die dortigen Webereyen zu beobachten, und die dort gewöhnlichen Handgriffe der Spinner, Weber und Bleicher auszuforschen, ja man suchte 500 brabantische Leinweberfamilien anzuwerben, um durch sie die irrländischen Manufacturen dieser Art zu veredeln *). Sie erweiterten sich, wie England die Wollenmanufactur dieser Insel einschränkte oder die Ausfuhr der Wollenwaaren mit so hohen Impost belegte, daß die getroffenen Vorkehrungen die Wirkung eines Verbots hatten, damit Irrland dem Absatz englischer Wollenwaaren nicht schaden könne **). Gegenwärtig blühet dies einträgliche Gewerbe vorzüglich in den nördlichen Grafschaften, wohin es von den zahlreichen protestantischen Einwanderern übergebracht wurde. Die Unterstützung des Parlaments, welches mit großen Kosten überall Spinn=

*) Clarendons Sketch S. 76.

**) A. Youngs tour. V. II S. 288. Edens four letters to the Earl of Carlisle. Lond. 1780. S. 147.

Spinnschulen und Flachsmagazine anlegen ließ, Werkzeuge den Dürftigen reichte, und durch Prämien den Flachsbau, die Einfuhr der fremden Leinsaat, und die Leinwandausfuhr beförderte, haben diesen Nahrungszweig außerordentlich erweitert. Anfänglich setzte das Parlament zu diesem Zweck 18000 Pf. St. aus *), diese sind späterhin beynahe verdoppelt, so daß die Vorsteher der Gesellschaft zur Ausbreitung des irrländischen Leinwandhandels von 1700 bis 1775 aus der dortigen Staatscasse 1,295,560 Pf. St. nach und nach erhalten, oder die Aufmunterungen dieser Manufactur dem Reiche jährlich im Durchschnitt 33,000 Pf. St. gekostet haben. Die schnellen Fortschritte dieses Gewerbes kann man nur nach den Zollregistern oder der jährlichen Ausfuhr nach Grosbrittannien und andern Ländern beurtheilen, weil man im Lande selber über die Zahl der Weberstühle, der dabey beschäftigten Personen und den Wehrt der jährlichen Fabrikate keine Berechnungen hat, oder hier keine Leggen wie in Schottland und andern Ländern angelegt sind, wo die Quantität der gestempelten Leinwand, das Steigen und Fallen dieser Manufactur anzeigt **).

In.

*) S. View of the present State of Ireland. Lond 1780. S. 12.

**) S. Lord Sheffields Observations on the manufactures, trade and present State of Ireland. S. 62.

In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts betrug der Werth der ganzen Leinwandexporte nur 14,000 Pf. St. *). Wie aber England, das bisher vorzüglich brabanter und holländische Leinwand brauchte, die irrländische vorzuziehen anfing, wie diese besser gebleicht und appretirt wurde, auch das Parlament die Manufactur durch ansehnlichere Unterstützungen aus ihrer bisherigen Mittelmäßigkeit erhob, so nahm die Ausfuhr mit jedem Jahre zu. Die irrländischen Zollregister erweisen diese vermehrte Exportation, und nach ihnen war der angegebene Werth der aus dem ganzen Reiche verschiften Leinwand

1711	—	78,000	Pf. St.	
1721	—	126,000	—	
1731	—	220,000	—	
1741	—	480,000	—	
1751	—	751,000	—	**)

England erhält bey weitem den grösten Theil dieser Waaren, oder jährlich sieben Achttheile der ganzen Ausfuhr, welches damit wieder Spanien, Nordamerika, Westindien und andere Länder versorgt. Außerdem aber auch sehr viel Garn, wiewohl diese Ausfuhr seit länger als 40 Jahren keine beträchtliche Veränderung erlitten

*) View of the present State, S. 9.

**) S. Annual Register for. 1773. S. 223.

litten hat, und beynahe immer auf dem alten Fuße geblieben ist. In der vorher angeführten Berechnung ist blos der Werth der exportirten Leinewand, aber nicht ihre Quantität oder Ellenzahl angegeben. Neuere Untersuchungen, vorzüglich aber seit 1773, wie man in Irrland und Grosbrittannien eine Abnahme dieses wichtigen Nahrungszweiges befürchtete, und daher die Einfuhr der deutschen, rußischen und anderer fremden Leinwand entweder verbieten oder hoch impostiren wollte, geben darüber genauere Aufschlüsse. Young, der bey den damaligen Parlamentsdebatten zugegen war, hält mit andern die ganze Besorgniß, die fremde Leinwandsausfuhr habe die schottischen und irrländischen Webereyen ruinirt, und Grosbrittannien laufe Gefahr, eine seiner wichtigsten Manufacturen zu verlieren, für Traumbilder einzelner Handelshäuser. Er sahe zu dem Ende die Parlamentsacten in Dublin nach, und fand in den dortigen Ausfuhrlisten anstatt der von vielen behaupteten Abnahme der Leinwandmanufactur ihre unleugbare progreßive Vermehrung. Seine Auszüge umfassen den Zeitraum von 1750 bis 1777. Diesen theilt er wieder in gleiche Perioden von 7 Jahren, und in einer jeden stieg dieser Handelszweig gegen den vorhergehenden Zeitraum.

Jährlich exportirte Irrland von 1750 bis 1756 an Leinwand 11,796,361 Ellen (Yards) am Werth 745,057 Pfund St. und an Garn 24,328 Centner, jeden zu 120 Pfunde, werth 145,972 Pf. St. und beyde zusammen wurden auf 904,479 Pf. St. angeschlagen.

Von 1757 — 1763 Leinwand 14,511,973 Ellen, werth 967,445 Pf. St., Garn 33,114 Centner, werth 198,690 Pf St., zusammen 1,166,136 Pf. St.

Von 1764 — 1770 Leinwand 17,776,862 Ellen, werth 1,184,171 Pf St., Garn 32,311 Centner, werth 193,868 Pf. St., zusammen 1,379,512 Pf. St.

Von 1771 — 1777 Leinwand 20,252,239 Ellen, werth 1,390,919 Pf. St., Garn 31,475 Centner, werth 188,810 Pf. St., zusammen 1,615,654 Pf. St.

Von den folgenden Jahren sind die gedruckten Handelslisten nicht mit gleicher Genauigkeit verfertigt. Sie schränken sich entweder blos auf die irrländische Ausfuhr dieser oder anderer Waaren nach Grosbrittannien ein, ohne die nach andern Ländern bestimmte Leinwand mit zu rechnen, geben nur die Leinwand nach Ellen an, ohne ihren Werth zu bestimmen, oder berechnen den Werth der Ausfuhr, ohne die Quantität der Waaren anzuzeigen. Lord Sheffield und Herr Clarendon sind bey diesem Zeitraum

die

die einzigen Führer, und aus beyden erhellt der seit dem amerikanischen Kriege immerzunehmende Linnenhandel.

Nach ersterm *) wurden mitten im Kriege, wo der brittische Handel von allen Seiten her stockte, aus Irrland ausgeführt.

1782 Leinwand 25,044 725 Ellen, werth 1,670 732 Pf. St.

1783 Leinwand 16,205,832 Ellen, werth 1,082,463 Pf. St.

An Garn versandte Irrland aber blos nach England beyde Jahre im Durchschnitt 37,200 Centner, am Werth 223,215 Pfund St. Irrland gewann also durch diesen Handel zwischen 1,305,000 und 1,893,900 Pf. St. jährlich.

Von 1784 fehlen uns Anzeigen, wie von den ersten Jahren des amerikanischen Krieges. Herr Clarendon hat aber die folgenden aus den Dubliner Parlamentsacten gezogen **), und seine Bemühung setzt uns in den Stand, die neuesten Fortschritte dieses Handels fast bis zum Ausbruch des verderblichen Krieges mit Frankreich zu übersehn. Nach ihm exportirte Irrland

Lein-

*) Observations, S. 20.
**) Sketch Appendix n. 8. S. XII.

	Leinwand	bunte Leinw.	Cammertuch	Garn
1785	26,677,674	226,186	3686 Ell.	28,842 Ctn.
1786	28,186,666	359,731	1052 —	31,062 —
1787	30,728,728	264,421	3705 —	31,049 —
1788	35,487,691	157,723	4876 —	27,275 —
1789	29,344,633	104,498	2739 —	28,742 —

Seitdem hat sich dieser Handel bis zum Ausbruch des französischen Krieges ferner gehoben, und 1791 einen Standpunkt erreicht, dem kein früheres Jahr gleich kam. Damals exportirte Irrland 39,647,246 Ellen, an Werth 2,183,514 Pf. St. und an Garn für 182,668 Pf. St. So daß blos durch die Leinwandmanu-

nufactur von Grosbrittannien, dessen Colonien und andern Ländern 2,366,182 Pf. St. gewonnen wurden. Ferner ergeben diese Listen, daß wenn gleich andre Länder diese Manufactur früher besassen, sich diese doch in Irrland mit größerer Schnelligkeit gehoben hat, und daß dieses Reich jetzt noch einmal so viel Leinwand und Garn ausführt, als Schlesien. Nach den dortigen Fabrikentabellen betrug die gesammte Leinwandsfabrikation dieser Provinz auf 24 bis 28000 Stühlen:

1790	—	7,990,140	Thl.
1791	—	7,424,333	—
1792	—	8,722,861	—

Davon wurden auswärts versandt 1791 für 5,608,818, und im folgenden Jahre für 6,278,015 Rthlr. Die Stadt Dublin treibt mit diesem Artikel den stärksten Handel, und von hier wurden 1791 auswärts versandt 19,368,285 Ellen. Seitdem den Irrländern die Schiffarth nach den brittischen Colonien offen steht, hat sich der Absatz sehr nach den Zuckerinseln vermehrt. Dahin wurde von Irrland aus an Leinwand verschiedener Qualität versandt, ohne zu rechnen, was England zu gleicher Zeit dahin ausführte:

1790.	1,097,082 Ellen, werth	74,853	Pf. St.
1791.	1 833 682 — —	124,001	—
1792.	1,703,101 — —	115,851	— *)

Viehzucht.

Ein anderer wichtiger Nahrungszweig der Insel ist die Viehzucht, nebst der Versendung des gesalzenen Fleisches, der Butter und anderer Artikel, wie Speck, Talg, Lichter ꝛc. wodurch sie von England, Frankreich und andern Ländern alle Jahre 1,200,000 Pf. St. und darüber gewinnt. Rindvieh und Schweine werden in den südlichen Provinzen Leinster und Munster in großer Menge gezogen, weil beyde trefliche Weiden haben, auch die Industrie der nördlichen Provinzen sich hier weniger allgemein verbreitet hat. Gewöhnlich werden 12 Ochsen auf 20 irrländischen Morgen fett gemacht. Ein irrländischer Morgen ist größer als ein englischer, und 5 dieser Morgen werden 8 englischen gleich geachtet. Ein zum Schlachten tauglicher Ochse, der 400 bis 450 Pfund wiegt, kostet im Durchschnitt 6 bis 9 Pf. St. Um dem Reiche diesen wichtigen Handelszweig zu erhalten, bestimmen genaue Verordnungen, wie beym Schlachten, Einsalzen, Verpacken und andern dahin

*) S. Bryan Edwards History of the Brittish Colonies in the Westindies, V. II. S. 501.

dahin gehörigen Geschäften verfahren werden muß. In der Stadt Cork wird das meiste Rindvieh zum auswärtigen Handel geschlachtet, und dies Gewerbe blühet hier schon seit 1633, um welche Zeit man anfing, Fleischwaaren nach Spanien zu versenden. Ueberhaupt werden im ganzen Königreich blos zur Ausfuhr 150,000 Häupter Rindvieh geschlachtet, davon kommen auf Cork 100 bis 120,000 Stück, auf Limmerick 13,000, Belfast 7000 jährlich, und die übrigen auf die andern Seestädte. In Friedenszeiten sind Frankreich und Portugal die vornehmsten Abnehmer dieser Produkte. Im Kriege hingegen wird die Ausfuhr nach andern Ländern häufig untersagt, weil England für seine Flotten derselben benöthigt ist.

Frankreich erhielt 1765 aus Irrland 86,047 Fässer Pöckel Rindfleisch, jedes von 220 Pfund, 26,413 Centner Butter, 12,166 Rindshäute, und 2277 Centner Talg, außer verschiedenen geringern Artikeln.

Eben diese Ausfuhr bestand 1775 in 70,968 Fässern Rindfleisch, 25,570 Centner Butter, 4182 Rindshäuten und 3394 Centner Talg.

1776 in 69,377 Fässern Rindfleisch, 16,940 Centner Butter, 3660 Rindshäuten und 3179 Centner Talg.

Portugal, das jährlich für 170 bis 180,000 Pf. St. irrländische Waaren einführt, welche vorzüglich in Getraide, Wollenwaaren und Leinwand bestehen, braucht von den Fettwaaren dieser Insel vorzüglich Butter. Im Jahr 1783 wurden 46,000 und 1789 37 000 Centner dahin versandt, die für 70 bis 90,000 Pf. St. verkauft wurden. In manchen Jahren hat man wohl Schuhe dahin ausgeführt. Dieser ohnehin nicht sehr bedeutende Handel scheint in neuern Zeiten aufgehört zu haben, weil man in Portugal alles fremde verarbeite Leder einzuführen verboten hat.

Die gesammte Fleisch- und Fettausfuhr besteht aus einer Menge Artikeln, wovon freylich manche unbedeutend scheinen, wie Ochsenknochen, Borsten rc. aber mit einander doch den Handelsgewinnst vergrößern. Aber auch nur die Anzeige der einträglichsten, die ich hier aus Sheffield, Clarendon und Beauford entlehne, wird die Wichtigkeit dieses Nahrungszweiges für alle Classen der Einwohner hinlänglich darthun. In den unten stehenden Jahren wurden nach Grosbrittannien und andern Ländern ausgeführt:

	1782	1785	1786	
Gesalzen Rindfleisch	172,690	136,650	158,388	Fässer
Lebendiges Rindvieh	2993	22,441	19,315	Stück
Speckseiten —	5983	35,485	30,310	—
Pöckel Schweinefleisch	87,085	58,445	74,761	Fässer
Butter —	245,683	282,802	243,007	—
Talg —	42,476	21,240	18,284	Centr.
Lichter —	4524	5038	3504	—

	1787	1788	1789	
Rindfleisch	153,649	130,857	120,192	Fässer
Lebendiges Rindvieh	16,675	17,699	16,501	Stück
Speckseiten	16,525	29,587	33,791	—
Schweinefleisch	101,859	111,046	93,336	Fässer
Butter —	330,866	341,599	314,876	—
Talg —	22,898	13,218	13,128	Centr.
Lichter —	3599	3796	3529	—

Der Werth dieser Waaren blos von dem letzten Jahre 1789 war nach dem im Zollhause angegebenen Preisen 1,085,223 Pf. St. Außer diesen Waaren führte Irrland damals auch sehr viel Leder aus, doch gröstentheils im rohen Zustande weil es hier an Lohe fehlt, oder die

die fremde zu theuer ist, alle Häute zu gerben. Um 1787 stieg diese Ausfuhr auf 31,106 gegerbte und 69,804 rohe Häute, im folgenden Jahre auf 24,255 Häute Garleder und 69,641 rohe Häute, und 1789 wieder auf 15,347 Häute Garleder und 49,035 rohe Häute. Irrland gewinnt mit diesem einzigen Artikel jährlich zwischen 90 und 130,000 Pf. St.

Getraidebau.

Obgleich Irrland einen sehr fruchtbaren Boden hat, so ward doch der Ackerbau hier lange vernachläßigt, wie Young in seiner Reise auf allen Seiten bemerkt. In manchen Gegenden war 1776 der Pflug noch nicht bekannt, und die Landleute pflegten gemeinschaftlich ihren Acker zu umgraben, der ihnen nur kärgliche Erndten gab, oder sie schränkten ihre Thätigkeit blos auf Viehzucht und den Kartoffelbau ein, welche Frucht noch die vornehmste Nahrung des gemeinen Mannes ist, hier früher, als in England in Menge gebauet, und durch deutsche Truppen, die Wilhelm III. Irrland erobern halfen, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu uns herüber gebracht ward. Daher war Getraide lange ein ansehnlicher Einfuhrartikel, und Irrland pflegte dafür bis 1774 seinen Nachbaren 100,000 Pf. St. und darüber jährlich zu bezahlen. Seitdem aber hat sich der Ackerbau

sehr

sehr verbessert. Irrland kann jetzt Getraide ausführen, und vermehrt dadurch seinen Handelsgewinn jährlich um 420,000 Pf. St. Der Preis der Ländereyen ist seitdem überall gestiegen, und wenn sonst ein Morgen Landes für 5 Schilling des Jahres verpachtet wurde, so ist der Preis jetzt 20 bis 30 Schilling, und in der Nachbarschaft großer Städte dafür nicht mehr zu haben *). Diesen merkwürdigen Wechsel der Dinge bewirkte die schon vorher genannte patriotische Gesellschaft in Dublin, und die vom Parlament gemachten Vorkehrungen, die fremde Korneinfuhr zu vermindern. Man bemerkte nemlich, daß Dublin, die Hauptstadt des Königreichs, welche an dessen östlichen Ende liegt, und wegen Mangel eines schifbaren Flusses ihre Provision nicht aus dem Lande selbst ziehen konnte, größtentheils von England ernährt ward, und dadurch eine nachtheilige Handelsbilanz erzeugte. Um daher die einländische Zufuhr zu vermehren, ward eine bestimmte Prämie für inländisches Korn und Mehl bewilligt, das zu Lande nach der Hauptstadt geführt wurde. Gegenden, die weiter als 10 Meilen von derselben entfernt waren, erhielten für 5 Centner Mehl 3 Pence, die Hälfte für eine gleiche Quantität Weizen, und einen englischen Pfennig für 5 Centner Haber auf jede Meile bis zur Hauptstadt. Diese Prämien

*) View, S. 52.

mien haben der Regierung von 1764 bis 1777 überhaupt 414,451 Pf. St. gekostet, oder in manchen einzelnen Jahren 47,000 Pf. St Freylich eine beträchtliche Summe, um einer einzigen Stadt einen Theil ihrer Lebensmittel zu verschaffen, die jedoch wegen allerley Betrügereyen und des endlich entdeckten Unterschleifs eigentlich so hoch heranstieg. Sie verschafte indeß der Hauptstadt eine so beträchtliche Zufuhr, daß sie jetzt Getraide auswärts versenden kann, eine Menge wüster Felder und Haiden sind urbar geworden, und überall eine Menge Mühlen erbauet, wo der geringe Landmann, den die Kornmärkte zu weit liegen, sichern Absatz seines Getraides findet. Da auf diese Weise der Ackerbau so sichtbare Fortschritte machte, so wurden 1784 Prämien für die Ausfuhr des irrländischen Getraides, wie in England, bewilligt, das fremde Korn mit einem hohen Impost belegt, wenn nicht Miswachs und Theurung dessen Einfuhr nothwendig machten. Dadurch hat das Reich einen neuen Handelsartikel erlangt, der, wie alle übrigen, noch nicht sein höchstes Ziel erreicht hat, oder immer im Steigen ist, wie folgende Auszüge aus den Parlaments-Registern zeigen. Nach diesen exportirten alle irrländischen Handelsplätze

	1785	1786	1787	
Gersten	3171	95,868	163,895	Fässer
Haber	155,733	444,704	356,232	—
Weizen	36 957	46,682	62,118	—
Feines Mehl	18 665	28,221	15 932	Cnt.
Habermehl	47,939	66,039	145,488	Fässer

	1788	1789	
Gersten	54,045	33,849	Fässer
Haber	279,125	332,959	—
Weizen	50 157	218 737	—
Feines Mehl	8885	88 753	Cnt.
Habermehl	139,288	109,862	Fässer

Finanzwesen.

Irrland, als ein von Grosbrittannien abgesondertes Reich, mit dem es freylich ein gemeinschaftliches Oberhaupt hat, dessen Vorrechte hier eben so groß und mannigfaltig sind, als dort, bringt durch eigene Angaben, die jährlichen Kosten seines Civil- und Militairetats auf. Zur Erleichterung der brittischen Staatsausgaben trägt es eigentlich gar nichts bey, außer daß Irrland die Truppen besoldet, die Grosbrittannien

tannien in Kriegen und Frieden, zur Vertheidigung seiner auswärtigen Besitzungen, braucht. Es sind indessen hier die meisten brittischen Finanzeinrichtungen nachgeahmt worden, wenn gleich die Abgaben nicht so hoch getrieben, als wie in England sind, auch hier noch nicht in der Masse vervielfältigt worden. Die Einkünfte haben sich in Irrland mit den steigenden Ausgaben vermehrt, so daß wenn diese gegen Ende der Regierung Georg des Ersten mit 479,200 Pf. St. bestritten werden konnten, in neuern Zeiten 3 Mill Pf. St. und darüber erforderten. Ich müste mit Recht befürchten, die Geduld meiner Leser zu ermüden, wenn ich hier die Entstehung, die Veränderungen einer jeden Abgabe vorlegen wollte. Es wird daher für meinen Zweck hinhinlänglich seyn, blos im Allgemeinen die vornehmsten Quellen der Einnahme anzugeben, ferner wie sich diese zu der gewöhnlichen Ausgabe verhält, worin die Hauptausgaben der Staatscasse bestehen, und welche Mittel das irrländische Parlament zu wählen pflegt, wenn leztere mit den gewöhnlichen Einkünften nicht kann bestritten werden. Wer genaue Belehrungen wünscht, dem muß ich auf Clarendons Werk verweisen, der darüber aus den Parlamentsregistern, die dazu gehörigen Berechnungen mühsam gezogen hat. Nur herrscht in dieser sonst reichhaltigen Schrift nicht immer die gehörige Ordnung, manche

che Widersprüche wird sich der aufmerksamste Leser nicht aufklären können, und häufig vergißt der Verfasser für Leser, denen das von ihm zuerst untersuchte Finanzwesen von Irrland nicht so geläufig seyn kann, die nöthigen Belehrungen mitzutheilen.

Dem irrländischen Parlament werden jährlich, wie dem brittischen, Bilanzen der Einnahme und Ausgabe vorgelegt. Es bestimmt die einmal vorhandenen Steuern aufs neue, verändert sie, macht neue Auflagen, und beschließt, wenn diese allenfalls nicht für zuträglich gefunden werden, Anleihen, oder läßt auf eine bestimmte Zeit, zur Vermehrung der Einnahme, Schatzkammerscheine (Treasury Billets) circuliren. Hieraus entstehen die Bewilligungen oder Parlaments-Subsidien für die Ausgaben des laufenden Jahres, zum Abtrag oder Verminderung der Staatsschulden und Bezahlung verschiedener außerordentlichen Posten. Nach diesen Subsidien, worin aber die gemachten Anleihen, Tontinen, Lotterien und andere Einnahmen begriffen sind, die nicht eigentlich durch Taxen von den Einwohnern aufgebracht werden, erfordern Irrlands Ausgaben viel größere Summen, als man gewöhnlich berechnet hat, und diese sind seit 1780 vorzüglich vermehrt worden. Das irrländische Parlament bewilligte also

1780	—	1,974,151	Pf. St.
1781	—	2,480,813	—
1782 und 1783		2,756,262	—
1784 und 1785		2,818,653	—
1786	—	3,044,167	—
1787	—	3,119,737	—
1788	—	3,306,599	—
1789	—	3,335,682	—
1790	—	3,126,958	—

Etwa zwey Millionen dieser Subsidien werden jährlich durch die ordinairen Einkünfte zusammen gebracht, das übrige durch Anleihen, Schatzkammerscheine ꝛc. und andere Mittel.

Die ordentlichen Einkünfte werden in Irrland unter besondere Hauptrubriken berechnet. Die erste von diesen heißt Hereditary Revenue. Diese ward Carl II. bey seiner Wiedereinsetzung bewilligt, wie er allen alten Rechten und Gefällen seiner Vorfahren entsagte, um damit die gewöhnlichen Reichsausgaben zu bestreiten. Sie besteht aus verschiedenen theils ansehnlichen theils geringen Posten, die vornehmsten aber sind:

1) Des Königs Renten (Kings Rents), dem Ertrage der Krondomainen, Nationalabgaben, welche die Einwohner sonst den aufgehobenen Stiftern erlegen musten, und dem einmal bestimmten Zins, den die Besitzer solcher Güter bezahlen, welche man nach 1641 den geächteten römisch-katholischen Einwohnern nahm, und an-

andern wieder verliehe. Alle diese Renten betrugen 1789. zusammen 64,724 Pf. St.

2) Die Zölle der Ein- und Ausfuhr, der Ertrag 1789, von welchem hier immer Revenue und Ausgabe berechnet wird, weil spätere nicht beym Clarendon vollständig vorhanden sind, auch dieses Jahr in der Mitte zwischen Krieg und Frieden steht, war — 248,580 Pf St.

3) Die Accise auf Getränke aller Art, auf Tobak und mehrere fremde im Lande verbrauchte Waaren. Sie stieg in den angeführten Jahren auf 236,784 Pf. St.

4) Die Gewerbscheine der Bierwirthe, Wein und Branteweinschenken (Licenses) Ertrag 34,119 Pf. St.

5) Das Heerdgeld *), welches 1789 auf 70,628 Pf. St. stieg.

An diesen und mehreren zum Theil ungewissen Hebungen der Hereditary Revenue hob die Krone 704,298 Pf. St. Davon fließen aber nach Abzug der Hebungskosten, des Rückzolls und anderer damit verbundenen Verminderungen nur baar 257,437 Pf. St. in die Staatscasse.

Schon unter Wilhelm III. fand man, daß die gewöhnlichen Ausgaben mit diesen ein für allemal dazu angewiesenen Geldern nicht bestritten werden konnten. Das Parlament muste also 1692 neue Taxen zur Vermehrung des Reichsfonds be-

*) Siehe oben S. 232.

bewilligen. Diese sind seitdem geblieben, wenn sie gleich vom Parlamente abgeändert, erneuert, und nur auf gewisse Zeit bestimmt werden können. Man hat Beyspiele, daß sie zuweilen nur auf Monate verwilligt wurden. Sie heißen Additional Duties, und haben unter einer jeden Regierung durch neue Taxen Zuwachs erhalten, nachdem die Bedürfnisse des Reichs dergleichen erforderten. Die meisten bestehen in Zoll- und Accise-erhöhungen, Vermehrungen der Gewerbesteuern, denen man Lichtzieher, Seifensieder, Gewürzkrämer unterworfen hat, auch Abgaben von Equipagen. Ja, um das Deficit zu decken, verfiel man 1697 auf eine Kopfsteuer, wozu jeder Einwohner von 5 Schill. bis zu 50 Pf. St. beytragen muste, die man aber hernach wegen des ungemein geringen Ertrages, und der dabey nothwendigen Ausnahmen fahren ließ. Durch diese additionellen Steuern vermehrten sich 1789 die irrländischen Einkünfte um 573,597 Pf. St.

Dieses beträchtlichen Zuwachses ungeachtet reichten in neuern Zeiten die ordentlichen Revenuen nicht hin, die vermehrte Ausgabe zu balanciren. Man fand daher 1773 für nöthig, das Stempelpapier einzuführen, und nicht blos Contracte, Testamente, Bestallungen u. dgl. sondern auch Calender, Zeitungen, Pamphlets mit Stempelgebühren zu belegen, welche 1789. 58,606 Pf. St. betrugen.

Man hat auch zu Bezahlung der Interessen der Nationalschuld, zur Beförderung der Leinwandmanufactur, der Fischereyen, Steinkohlenwerke, und anderer Anstalten, gewisse Abgaben auf Thee, Wein und andre fremde Waaren gelegt, welche, weil sie ein für allemal zu diesem Zwecke bestimmt sind, Appropriated Duties oder angewiesene Taxen heißen, wodurch 1789. 278,519 Pf St. zusammengebracht wurden.

Ferner gehört zu den ordentlichen Einkünften der Ertrag der Briefpost von 46,635 Pf. St. eine Abgabe von 4 Schill. von jedem Pf. Sterl. Besoldung oder Pension, welche Eingebohrne außer dem Reiche oder in England verzehren, nebst andern kleinern Gefällen, die zusammen 98,840 Pf. St. betragen. Die ordentlichen Einkünfte von Irrland waren also in diesem Jahre 1,760,529 Pf. St. ohne die außerordentlichen Hülfsmittel beyzufügen, welche die Zeitläufte oder das diesjährige Deficit nöthig machten.

Damit wurden folgende Ausgaben bestritten, wovon ich hier nur, weil ein ganz vollständiges Gemälde derselben zu vielen Raum und mancherley Erklärungen erfordern, die vornehmsten anführen will:

1) Die Hebungskosten. Diese sind in Irrland sehr hoch, und ansehnlicher, wie in Grosbritannien, und man kann sie auf $17\frac{1}{3}$ pro Cent vom Ertrage der Steuergefälle berechnen. Da-

her

her auch dem Parlament verschiedentlich vorgeschlagen worden, hierin eine Aenderung zu treffen. Sie waren 1789 nebst einigen dazu gehörigen Artikeln 481,056 Pf. St.

2) Die Civilliste. Der König hat von Irrland so wie von Grosbrittannien, eine für die Erhaltung seines Hofstaats, und Salarirung verschiedener dortigen Staatsbeamten, nöthige Summe. Sie ist aber nicht, wie in England, ein für allemal fixirt, sondern steigt und fällt. Im Ganzen haben sich die Ausgaben der Civillisten stufenweise vermehrt, und sie waren:

1784	—	174,918	Pf. St.
1785	—	187,185	——
1786	—	193,272	——
1787	—	197,515	——
1788	—	197,515	——
1789	—	206,174	——

Außerdem was der König davon auf Salarien und andere Ausgaben in Irrland verwendet, dient diese Civilliste zum Pensionsfond, womit er Inländer sowohl als Ausländer belohnen kann. So waren dem verstorbenen Herzog Ferdinand von Braunschweig einige tausend Pf. St. auf diesen Fond angewiesen, und unter andern zahlt derselbe gegenwärtig noch dem Herzog von York 12,000 Pf. St. jährlich. Alle diese Pensionen, welche der König Civil- und Militairpersonen nach Gefallen ertheilen kann, haben

sich

sich in den neuesten Zeiten allmählig vermehrt. So wurden bezahlt:

1784	—	92,150 Pf. St.
1785	—	97,978 ——
1786	—	99,797 ——
1787	—	104,133 ——
1788	—	103,717 ——
1789	—	111,381 ——

3) Militairausgaben. Irrland unterhält in allen 15,232 Mann Landtruppen. Nemlich vier Regimenter Reuter, jedes an Officiern und Gemeinen 171 Mann, acht Regimenter leichter Dragoner, jedes von 177 Mann, und acht und zwanzig Regimenter Infanterie, jedes zu 469 Mann. Von diesen letztern dienen sieben Regimenter in Gibraltar und andern brittischen auswärtigen Besitzungen. Die gewöhnlichen Kosten des Militairs wurden 1789 auf 535,093 Pf. St. berechnet, aber außerdem pflegt das Parlament für die Bekleidung, Ammunition, zufällige Ausgaben, jährlich etwas außerordentliches zu bewilligen.

4) Interessen der Nationalschuld. In Kriegszeiten und bey außerordentlichen Vorfällen pflegte wohl das Parlament zu Anleihen zu schreiten, die aber in bessern Jahren wieder abbezahlt wurden. Seit dem siebenjährigen Kriege hingegen vermehrten sich die Ausgaben gegen die gewöhnlichen Einkünfte so mannigfaltig, daß man dies

außerordentliche Mittel öfter als bisher wählen muste. Indeß beschwert die irrländische Nationalschuld die Staatseinkünfte nicht so sehr, als in Grosbrittannien, wo die jährlichen Interessen der fundirten Nationalschuld weit über die Hälfte der jährlichen Abgaben verzehren. In Irrland hingegen sind seit 1786 für Interessen der Nationalschuld jährlich nicht mehr als 153,000 Pf. St. bezahlt worden. Im Jahr 1789 wurden dem Parlamente 153,927 Pf. St. berechnet. Seit 1783 hat sich diese Nationalschuld folgendermaßen vergrößert:

1783	—	1,919,386 Pf. St.
1784	—	2,123,343 ——
1785	—	2,181,501 ——
1786	—	2,052,766 ——
1787	—	2,159,252 ——
1788	—	2,240,204 ——
1789	—	2,202,547 ——

Herr Clarendon zeigt, daß sie seitdem wieder gestiegen ist, daß die Schuld für das letzte Jahr zu niedrig berechnet worden, und daß man wohl für 1790, weil damals neue Anleihen gemacht wurden 2,627,783 Pf. St. annehmen könne.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sprengel, Matthias Christian

Auswahl der besten ausländischen geographischen und statistischen Nachrichten zur Aufklärung der Völker- und Länderkunde

Bd.: 4

Halle (1795)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.o.56(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11450406-0
VD18 80453511-001